SONNWENDRGUSS
IHREN IM FELDE STEHENDEN KOMMILITONEN
AM 21. JUNI 1916 ZUGESANDT

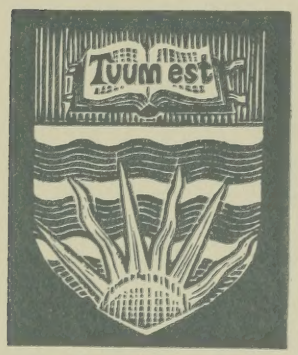
Marburg. Universität.

STORAGE-ITEM
MAIN LIBRARY

LP9-R16B
U.B.C. LIBRARY

LF 2979.5
A3
1916

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Sonnwendgruß der Universität Marburg 1916

inem Assistenten mit besten
Zuschen vom neuen Physikalischen

THE LIBRARY

THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift of

H. R. MacMillan

Sonnwendgruß

ihren im Felde stehenden Kommilitonen

am 21. Juni 1916 zugesandt

von der

Universität Marburg

Marburg an der Lahn
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun)
1916

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/sonnwendgrussihr00marb

Zum Geleit.

Liebe Kommilitonen! Am Sonnwendtag hat sich in früheren Jahren die blühende Freude des studentischen Lebens in unserem schönen Lahnstädtchen mächtiger denn je entfaltet; da zogen Sie alle bei klingendem Spiel empor zum Bismarckturm, huldigten in vaterländischer Begeisterung dem heiligen Gedächtnis des eisernen Kanzlers, stärkten die Herzen durch feurige Reden und deutsche Gesänge und wanderten dann, wenn die Nacht anbrach und die Flammen des Turmes hoch zum Himmel emporloderten, zu vielen Hunderten fackeltragend in langem, langem Zuge auf dem weit sichtbaren Schlangenwege hinab in das lauschige Tal, wo die Fackeln auf dem alten Kämpfrasen zusammen geworfen wurden und erloschen. Es war ein Fest von unvergleichlichem Reiz, fast verwirrend und betäubend; wir fühlten den geheimen Atem der ringsum drängenden und schaffenden Natur, wir fühlten uns alle, auch wir Alten, ergriffen von dem Geist der Jugend, und es erklang in unser aller Herzen jene dankbare Lebenslust, wie sie einst Gottfried Keller in die Worte zusammengefaßt hat:

Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt!

Das war im Frieden. Am Sonnwendtag 1916 werden wir keine rauschenden Feste feiern, ebenso wenig wie im Jahre 1915. Wir sind alle durch das ungeheure Erlebnis dieses Krieges ernster und anders geworden. Aber unwillkürlich werden doch unsere Gedanken an jenem 21. Juni zurückeilen zu den bunten Bildern

der früheren Jahre; wir werden manchen von Ihnen, liebe Kommilitonen, im Geiste vor uns sehen wie damals, und vielleicht wird auch der eine oder andere von Ihnen im Schützengraben oder wo es sei, in Flandern oder in Frankreich, an Rußlands Sümpfen oder in dem schönen Gebirgsland Serbiens und Mazedoniens sich hinträumen zu den Ufern der Lahn, zu dem Dom der heiligen Elisabeth, zu dem Schlosse Philipps des Großmütigen und zu seiner ehrwürdigen Hochschule, der das Herz von vielen zugetan war und weiter zugetan sein wird.

So mag es Ihnen wohl begreiflich erscheinen, daß mir als dem derzeitigen Rektor der Universität Marburg der Gedanke kam, die Entsendung eines Sonnwendgrußes an Sie, liebe Kommilitonen, anzuregen, die Entsendung einer kleinen literarischen Gabe, durch die eine Anzahl Ihrer einstigen Lehrer, Professoren aller Fakultäten, Ihnen sagen könnten, wie es bei uns steht und wie wir mit unserm Herzen bei Ihnen sind. Dieser Gedanke fand überall die freundlichste Aufnahme, und so wurde er schnell in die Tat übersetzt. Möchten Ihnen die kleinen Beiträge aus unserer Feder als Zeichen unseres wissenschaftlichen und persönlichen Anteils eine Freude bereiten! „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen": ein jeder von Ihnen dürfte aus den folgenden Blättern das Besondere entnehmen können, was ihm erwünscht ist, und doch wenden sich alle Beiträge an alle von Ihnen, welcher Fakultät Sie auch angehört haben. Meister Ubbelohdes stimmungsvolles Titelbild lockt zur Einkehr, und wir hoffen, daß Sie für ein Stündchen die Möglichkeit haben, im Geiste in unserer Mitte zu verweilen.

Sie werden dann vielleicht mit Erstaunen wahrnehmen, daß der Krieg den wissenschaftlichen Betrieb an unserer Universität so gut wie gar nicht beeinflußt hat. In den Seminaren, Instituten und Kliniken wird wie sonst gearbeitet, und die Hörsäle sind leidlich gut besucht. Die Zahl von annähernd 2200 Studenten, die unsere Universität in diesem Sommer aufweist, wirkt freilich irreführend, denn der größte Teil steht im Felde und ist bei uns beurlaubt; aber mehr als 700 sind wirklich hier anwesend, haben

Vorlesungen angenommen und belegt, darunter nach Lage der Dinge beinahe ebenso viel Frauen wie Männer. Kein einziges Fach ist verwaist, und für alle Dozenten, die im Felde stehen, ist Ersatz gewonnen.

Das studentische Treiben ist natürlich ganz anders als in Friedenszeiten; es gibt keine Fäßchenpartien und kein Kneipenleben; die Verbindungshäuser werden wenig und selten benutzt, und ein Teil von ihnen ist in Lazarette umgewandelt. Wohl sehen wir, wenn auch in geringer Zahl, farbige Mützen wie sonst; aber aus den Gesichtern ihrer Träger spricht begreiflicher Weise nicht der alte deutsche Burschenmut, sondern zumeist die unwirsche Frage: „Warum dürfen wir nicht draußen sein mit unsern Brüdern? Warum muß uns das Schicksal die höchste Ehre versagen, unser Alles hingeben zu dürfen für das Wohl des Vaterlandes?“ Eines aber halten sich die Daheimgebliebenen vor Augen: sie sorgen für des Hauses Wohlfahrt und Ordnung, damit Sie, liebe Kommilitonen, bei der Rückkehr nach langem siegreichen Kampfe alles so vorfinden, wie Sie es wünschen und wie Sie es verdienen. Möchten Sie dann in fruchtbarem Gedankenaustausch gemeinsam für den Wiederaufbau des deutschen Studentenlebens tätig sein, das viele Gute der Vergangenheit in seiner Mannigfaltigkeit bewahrend, aber auch die mächtigen Erfahrungen der großen Zeit für die Zukunft verwertend. Eine wichtige Errungenschaft ist schon vor Jahr und Tag aus dem Geist der Einigkeit, der uns weiter beseelen möge, erstanden: der Studenten-Ausschuß ist neu begründet worden, und alle Studierenden, mit Ausnahme der Frauen, sind in ihm vertreten.

Mancher von Ihnen, der seit Beginn des Krieges draußen ist, wird sich lebhaft danach sehnen, seine liebgewonnene wissenschaftliche Arbeit wieder aufnehmen zu können. Noch ist die Zeit dazu nicht gekommen, und es ist im Augenblicke nichts törichter als an Frieden zu denken und von Frieden zu reden. Aber ganz unwillkürlich drängt sich Ihnen unter den obwaltenden Umständen die Frage auf die Lippen: „Um wie viel sind wir durch die Teilnahme am Kriege in unserem bürgerlichen Berufe zurückgeworfen wor-

den? Werden wir nicht von denen, die jetzt in Ruhe daheim sitzen, in kränkender Weise überholt werden?" Die Frage erfordert eine ehrliche Antwort. Gewiß, Sie haben in Ihrer Berufsausbildung eine schwere Störung erfahren; aber der Gewinn, den Sie dafür eingetauscht haben, ist so unendlich viel größer, daß wir uns, wenn wir auf den Kern der Sache sehen, auf einen Vergleich überhaupt nicht einlassen können. Und umgekehrt sind diejenigen, die zu Hause bleiben mußten, in Wahrheit Ihnen gegenüber die Benachteiligten. Immerhin bleibt doch die Tatsache bestehen, daß für viele von Ihnen die alten Fäden fast abgerissen zu sein scheinen, und daß Sie ernstliche Sorge hegen, ob es Ihnen je gelingen werde, sie wieder anzuknüpfen. Diesem Uebel, liebe Kommilitonen, werden wir mit allen Mitteln begegnen, und Sie dürfen versichert sein, daß wir keine Mühe scheuen werden, um Ihnen die Wiederaufnahme der Arbeit zu erleichtern. In allen Fakultäten sind besondere unentgeltliche Lehrgänge für heimkehrende Kriegsteilnehmer geplant; diese Lehrgänge werden nicht etwa von Hilfskräften, sondern von den Fachvertretern an der Universität geleitet oder ausgeführt werden. Jedem einzelnen wird bereitwilligst Rat für seine weitere Ausbildung erteilt. Den besonderen Lehrbedürfnissen, die sich kaum in eine allgemeine Formel zusammenfassen lassen, soll Rechnung getragen werden. Eine Ermäßigung unserer wissenschaftlichen Forderungen in den Abschlußprüfungen ist allerdings ganz ausgeschlossen: wir könnten Ihnen keinen verhängnisvolleren Dienst tun, als wenn wir Sie schlechter ausgerüstet als andere ins Leben hinausgehen ließen, und Sie würden uns das wahrlich nicht danken. Gleichwohl wird erwogen werden, ob in gewissen Fällen eine Verkürzung der gesetzlich vorgeschriebenen Ausbildungszeit eintreten kann; für die Mediziner ist dies schon geschehen. Auch wird die Zeit des Vorbereitungsdienstes nach Erledigung der Abschlußprüfungen vielleicht verringert werden. Manchen, der durch den Krieg in wirtschaftliche Not geraten sind, wird durch den Akademischen Hilfsbund, von dem sich auch in Marburg ein Ortsausschuß gebildet hat, Rat und Hilfe zuteil werden. Dabei dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß die Heimkehrenden mit den

Schwierigkeiten, die wir hervorheben, nur in den ersten Jahren nach Friedensschluß werden zu kämpfen haben: bald nachher werden sich die Anstellungsmöglichkeiten ohne Frage weit günstiger als vor dem Kriege gestalten, da ja in allen Berufen gewaltige und überaus schmerzliche Lücken gerissen worden sind. — So sind denn die Sorgen, von denen Sie, liebe Kommilitonen, gelegentlich ergriffen werden mögen, nicht ganz unberechtigt, aber sie werden ihre Schärfe verlieren, wenn Sie die Hilfe, die Ihnen von allen Seiten geboten werden wird, annehmen und ausnutzen werden.

Halten Sie sich von kleinmütiger Auffassung frei; sie stünde deutschen Männern übel an. Die Zeit hat uns den Glauben an die alles überwindende Kraft, den Glauben an menschliche Größe wiedergegeben. Im Kampf mit einer Welt von Feinden hat deutsches Heldentum alle Ruhmestaten vergangener Zeiten in Schatten gestellt. Das war nur möglich, weil wir gelernt haben, von den kleinen Sorgen um unser Ich loszukommen, weil wir kein höheres Glück kennen als uns hinzugeben der Gemeinschaft, der wir angehören. In diesem Geist, der uns alle vereint, liegt unsere Stärke; und das planmäßige Zusammenwirken, die umsichtige Hilfsbereitschaft, die alle stützt und fördert, hat uns bisher noch kein anderes Volk nachzumachen verstanden. Die stecken alle noch bis über die Ohren in ihrer kleinen, kümmerlichen Ichsucht; sie erblicken in dem einzelnen den Mittelpunkt der Welt, während wir uns erhoben haben zu dem befreienden Bewußtsein, daß wir in erster Linie Diener der Gesamtheit sind. Hier sind die starken Wurzeln unserer Kraft.

Mit dieser Einsicht in den alle beherrschenden und alle fördernden Gemeingeist hängt eine zweite Auffassungsweise eng zusammen, die wir auch gerne im besonderen Sinne als deutsch betrachten oder die wir uns zum mindesten, wie jene erste, mit Vorliebe als Ziel und Aufgabe vor Augen stellen: die Sachlichkeit. Einer unserer Größten, den nun auch schon seit Jahrzehnten der grüne Rasen deckt, hat geradezu das Wort geprägt: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun". Was dieses Wort bedeutet, kann man recht klar erkennen, wenn man es mit den englischen

Nützlichkeitsgedanken, wie sie am entschiedensten von Bentham vertreten sind, vergleicht. Wir fragen grundsätzlich nicht nach dem Nutzen, auch nicht nach dem Nutzen einer möglichst großen Zahl, sondern wir fragen nur nach der Sache selbst und ob sie gut sei; und dann fördern wir sie; der Nutzen ist dann eine willkommene Nebenwirkung. Diese allein richtige und allein sittliche Einstellung auf die Sache selbst hat dann unabsehbare Folgen. Sie trägt vor allem wieder dazu bei, daß wir von unserem Ich loskommen, und sie läßt uns fernerhin in der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit die unerläßlichsten Vorbedingungen ersprießlichen Denkens und Schaffens erkennen. Daher sind wir von einem Ekel, für den es keine Worte gibt, erfüllt, wenn wir der alles Maß übersteigenden Lügen gedenken, die von unsern Gegnern während dieses Krieges gegen uns in die Welt gesetzt worden sind.

Diese Sachlichkeit hat auf keinem Gebiet herrlichere Früchte getragen als auf dem der Wissenschaft. Es hieße tausendfach Gesagtes wiederholen, wenn ich die Vorteile nennen wollte, die sie uns in diesem Krieg gebracht hat. Aber das ist zu beachten, daß man nur deshalb so weit gekommen ist, weil man einzig und allein die Erweiterung unserer Erkenntnis, einzig und allein die Sache im Auge behalten hatte. Hätte man sich das Ziel niedriger gesteckt, hätte man nur an den unmittelbaren und mittelbaren Nutzen gedacht, so wären dem schöpferischen Geiste niemals so wie bei uns die Schwingen gelöst worden. Niemand sollte sich diese Tatsachen klarer vergegenwärtigen, als Sie, liebe Kommilitonen, und alle, die einmal berufen sind, den Geist der Wissenschaft in unserem Volke zu pflegen. — Auf eben diesem Boden ist aber noch eine weitere Betätigungsweise gediehen, die sich im Leben der Deutschen freilich erst im Laufe der Zeit zu erstaunlicher Fertigkeit entwickelt hat: die zweckvolle Gliederung und planmäßige Verteilung der Arbeit. Gerade auch unsere Feinde führen unsere Erfolge auf diese Eigenschaften der Deutschen zurück, und wir sind ausnahmsweise einmal einer Meinung mit ihnen.

Zu dieser Wissenschaftlichkeit und Planmäßigkeit, in der wir eine dritte Grundeigentümlichkeit deutschen Wesens erkennen möch-

ten, gesellt sich als vierte unsere besondere Auffassung des Begriffes der Freiheit. Doch nicht als vierte dem Werte nach: sie ist vielmehr mit dem vorher Erkannten auf das engste verknüpft und bildet nur eine vierte Seite eines zusammengesetzten, aber in sich einheitlichen Seelenzustandes. Sie, liebe Kommilitonen, denken bei dem Worte Freiheit sicherlich zuerst an die akademische Freiheit und erblicken in ihr ein köstliches Gut von unvergänglichem Wert. Zweifellos mit Recht. Diese akademische Freiheit ist eine deutsche Erfindung, und unsere Feinde haben sie uns wieder nicht nachmachen können. Nur in deutschen Ländern hält man die jungen Leute so lange auf der Schule zurück, daß man ihnen nach der Entlassung ein verhältnismäßig weitgehendes Selbstbestimmungsrecht einräumen kann. Und das macht stark und weitschauend. Selbstbestimmung — das ist der Sinn des viel mißdeuteten Wortes Freiheit; damit ist gesagt, daß der Freie sich die Grenzen seines Handelns selbst setzt. Diese Grenzen sind aber für Männer, die in Gemeinsinn und Wissenschaft, in Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit die höchsten Güter erblicken, selbstverständlich ganz andere als für solche, die noch immer vor den langweiligen Göttern der Aufklärung und der Nützlichkeitslehren im Staube liegen. Darum ist es wirklich recht aussichtslos sich mit unseren Gegnern über den Begriff der Freiheit auseinanderzusetzen. Sie begreifen uns nicht. Sie wissen vor allem nicht, daß alle Freiheit ihren höchsten Ausdruck findet in der restlosen und unbedingten Freiheit der Gedanken. Sie müßten erst einmal eine recht gründliche Beschäftigung mit den welterlösenden Gedanken unserer klassischen Dichtung sich angelegen sein lassen, und dann würden sie vielleicht allmählich eine Vorstellung von wahrer Freiheit gewinnen.

Sie, liebe Kommilitonen, werden diese recht verstandene Freiheit als unverlierbares Gut mit hinausnehmen ins Leben und werden sie in innigster Verbindung fühlen zu den eigentlich aufbauenden Kräften deutschen Wesens. In diesem deutschen Wesen uns zu befestigen und es immer reiner auszubilden, ist unser aller aufrichtiger Wunsch. Indem wir uns auf unsere Eigenart zu besinnen versuchen, stellen wir uns zugleich eine Aufgabe vor

Augen, die wir erfüllen, ein Ziel, das wir erreichen möchten. Denn die Grundeigenschaften einer Volksgemeinschaft sind selten restlos in dem einzelnen zum Leben erwacht und zu voller Wirklichkeit geworden; dem einen ist dies, dem anderen jenes voll auszubilden vergönnt. Aber die allgemeinen Zielgedanken hegen wir alle gemeinsam. Ueberall in Deutschland sucht man sie zu erfassen und zu ergründen; ein jeder in seiner Sprache. Und so habe auch ich mir das Herz erleichtert durch diese Worte an Sie: die ziehen nun hinaus in weite weite Ferne, wo Sie nach kurzer Rast von grausamsten Kämpfen ein Liebeswort Ihrer alten Philipps-Hochschule freundlich aufnehmen mögen! Empfangen Sie treue Grüße und Wünsche zu wackerem Ausharren in hartem Strauß! Und so Gott will: auf Wiedersehen!

Ernst Elster.

Ein Gruß.

Mit unserm Gruß wollen wir nicht die Freude und den Stolz, die Sorge und den Kummer aussprechen, womit wir unserer Berufsgenossen an der Front gedenken.

Wir wollen vielmehr versuchen, auch unter den jetzigen Verhältnissen unsere gemeinsame Arbeit fortzusetzen, den Erwerb des Wissens, das unsere Fakultät vertiefen und zugänglich machen soll. Wer sich das erwirbt, kann Anderen helfen, die Dokumente der Religion in der Geschichte besser zu verstehen. Alle, die erfahren haben, wie das Erwachen der Religion in ihnen selbst sie aus einem engen Leben befreit, werden sich an dieser Arbeit freuen. Denn sie merken bald, wie die schwachen Anfänge der Religion erstarken, wenn der Lebenshauch der Geschichte sie berührt, der uns vor allem aus unserer Bibel entgegenkommt. Unsere Arbeit aber kann ihnen manches wegräumen, was sie von diesem kostbarsten Gehalt der Welt abzuschließen droht.

Wichtiger ist freilich für jeden, daß er dem Gott gehorcht, der sich ihm in seinem eigenen Leben offenbart. Dazu Andern zu helfen, daß sie das treu und furchtlos tun, ist nicht nur für den Theologen, sondern für jeden Christen die höchste Aufgabe. Zu ihr wird Euch in dem harten und doch so reichen Leben, das Ihr jetzt führen müßt und dürft, ein neuer Weg eröffnet. Die Kräfte des Lebens und des Verderbens, die um die Herrschaft in den Menschen kämpfen, werden Euch jetzt deutlicher werden als je zuvor. Wenn wir es zu dem rechten Mitgefühl mit Andern bringen wollen, müssen wir uns mit ihnen in diesen Tiefen zusammenfinden.

Wir wünschen Euch von Herzen, daß Ihr im Verkehr mit den Kameraden aus allen Volksschichten die Gelegenheit ausnützen könnt, den Menschen zu verstehen. Wenn Ihr Euch darum bemüht, kommt Ihr auch im Verständnis der Bibel weiter.

Nun wäre es doch aber auch möglich, daß Ihr bisweilen daran denken könnt, wieder an die Arbeit anzuknüpfen, die wir in unsern Hörsälen zu treiben haben. Habt Ihr Wünsche, die sich darauf richten, so bitten wir dringend, es uns zu sagen. Es wäre uns eine große Freude, wenn Ihr handliche Hilfsmittel dazu von uns annehmen wolltet, deren Verlust Euch nicht zu kümmern brauchte. Noch mehr aber würden wir uns freuen, wenn Gottes Güte Euch wieder in die Heimat bringen wollte als Theologen, die mit neuer Kraft an der inneren Einigung mitwirken können, in der unser Volk seinen schönsten Sieg gewinnen soll.

W. Herrmann.

Von der Gnadengabe des Ausharrens.

Unter diesem Titel hat Augustinus in seinen letzten Lebensjahren, wohl 429, ein Werk veröffentlicht, das sich wie ein letztes Bekenntnis zu seiner in den Kämpfen mit Pelagius gereiften Weltanschauung gibt, die schroffste und konsequenteste Formulierung seiner alles allein von Gottes Gnade, nichts von menschlichem Wollen und Können erwartenden Frömmigkeit. Eigentlich ist es nur die zweite, mit einer eignen Ueberschrift versehene, Hälfte seiner Schrift: Von der Prädestination der Heiligen, und will den Satz als notwendig erweisen, daß wie der Anfang so auch das Ende des Heils einem Menschen nur als Folge der Prädestination zukommt, mit der Zuspitzung, daß mir selbst das gläubig, gehorsam, gerecht geworden sein noch nicht hilft, wenn mich Gottes Gnade nicht durch eine Sonderveranstaltung vor dem Wiederherausfallen schützt; erst wenn Jemand bis ans Ende ausgeharrt hat, wird zweifellos, daß er zu den Prädestinierten gehört.

Das Verständnis für die Gnadengabe des Ausharrens wird der große, lange Krieg an der Front und daheim gefördert haben, und die Idee der Prädestination ist doch wohl der erhabenste Weg, um dem, der sein Leben opfert für das Vaterland, das bittere Müssen in ein befreiendes Sollen und Dürfen zu verwandeln. Es sind gewiß nicht die gleichen Ziele, die der sterbende Krieger und die Augustin im Blick auf das Warum und Wozu ins Auge

faßt, aber für den irgendwie religiös Empfindenden wird das „Ausharren bis ans Ende" auf jedem Posten, wo er steht, nur dann zum Gnadengeschenk, wenn er darin einen ihm persönlich von Gott zugewiesenen Auftrag fühlt, der demgemäß weder unerfüllbar sein, noch dem Erfüllenden zum Unheil ausschlagen kann. So werden die beiden Begriffe aus der Gedankenwelt Augustins, die allzeit in der Kirche den stärksten Widerstand hervorgerufen haben, die ewige Vorherbestimmung jedes Menschen für sein letztes Ziel und die Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade, die uns für das Ausharren bestimmt hat, bei uns viel mehr tröstlich als anstößig genannt werden; und besser als andere Geschlechter begreifen wir, warum für Männer wie Paulus, Luther, Zwingli, Calvin jene beiden Gedanken die stärksten, ihnen und ihrem Riesenkampf auch ganz unentbehrlichen Kraftquellen geworden sind.

Ich möchte indes an dieser Stelle die Aufmerksamkeit darauf lenken, wie nahe überall in der Welt das Gift neben der reifen Frucht liegt und wie schwer sich in Menschenhänden das Größte groß und rein erhalten läßt. Wie das gemeint ist, werden ein par Bemerkungen zu Augustins Werk von der Gnadengabe des Ausharrens für unser Gebiet beleuchten. Wer das Büchlein unbefangen, nicht schon als eingeschworener Augustinianer liest, wird schwerlich einen Zuwachs an sittlicher Kraft und an Gottvertrauen mit hinwegnehmen; bei aller Bewunderung der unerbittlichen Logik und der rücksichtslosen Wahrhaftigkeit, mit der alle Konsequenzen einer doppelten Prädestination hier zugestanden werden, verliert man beinahe das Vertrauen zu sich selber, zum Meister Augustin, und sogar zu Gott.

Zu sich selber: denn ich erfahre hier, daß ich bis zu meiner Todesstunde niemals vor dem Fall, wohlgemerkt dem endgültigen Aus der Gnade Fallen gesichert bin; kein noch so langes Leben in Glauben und Treue vergewissert mich, daß ich auch zum Ausharren prädistiniert bin. Damit ist der ganze Segen des Prädestinationsglaubens aufgehoben, die Heilsgewißheit, die den Menschen so tapfer macht. Das Vertrauen zu dem Meister: denn gibt Augustin nicht selber zu, daß seine Lehre, geradeheraus

der Gemeinde verkündigt, Schaden stiften kann? Er, der in den Büchern über und wider die Lüge die Pflicht, unter allen Umständen die Wahrheit, die volle Wahrheit zu sagen, mit im christlichen Altertum sonst nimmer erreichter Unerbittlichkeit verkündet hatte, will zwar auch hier kaum ein heilsames Schweigen, weil das Reden unheilvoll wirken könnte, bewilligen; gleichwohl kann er nicht umhin, Vorschläge über die Art zu machen, wie man seine Gnadenlehre in der Gemeinde anbringen solle, ohne sittliche Trägheit oder Verzweiflung als Erfolg hervorzurufen, und jeder dieser Vorschläge verrät Besorgnis um den Eindruck der Lehre — die doch wahrlich einem echten Evangelium gegenüber schlecht angebracht wäre. Endlich: wo bleibt das Vertrauen zu Gott? Wenn ich nicht blos in der Theorie, sondern ausdrücklich für die Praxis des Lebens auf Menschen weise, die Gott berufen, die er gerecht gemacht, die er geheiligt hat, und die trotzdem nicht selig werden, darum nämlich nicht, weil Gott sie nicht für die letzte Gabe, das Ausharren prädestiniert hat, treibt dann Gott nicht fast ein schändliches Spiel teils mit jenen getäuschten Menschen, teils mit seinen eigenen scheinbaren, weil ja nur vorübergehenden Gnadenakten?

Man frage sich doch, ob Paulus mit ähnlicher Besorgnis vor bösen Wirkungen auf die Seelen eins seiner überkühnen prädestinatianischen Bekenntnisse im Römerbrief betrachtet haben könnte; ob er sich gefallen lassen würde, daß man in Römer 8, 30 auch nur einen einzigen Menschen von denen, die Gott berufen hat, und die er gerecht gemacht hat, von denen absonderte, die er — vorher — verordnet, und nachher — herrlich, d. h. selig gemacht hat!

Es ist an der Augustin'schen Prädestinationslehre unbillige, aber auch gerechte Kritik geübt worden, besonders eindrucksvoll hat Harnack in seiner Dogmengeschichte eine Reihe von Fehlern aufgezeigt. In der Schrift von der Gnadengabe des Ausharrens scheinen mir zwei Umbildungen der pauliniſchen Prädestinationslehre bei dem großen Kirchenlehrer als besonders belastend und verhängnisvoll hervorzutreten. Die eine steckt in der Anwendung des Dogmas auf die im ersten Kindesalter Sterbenden, die andere in der Lostrennung der Gabe des Ausharrens als eines Extra-

geschenks von der Berufung und Rechtfertigung, in der Zulassung eines Anfangens mit prädestinierter Gnade ohne gleichartiges Ende.

Man pflegt beim ersten Punkt so erschrecklich die Unbarmherzigkeit zu finden, die Millionen ungetauft sterbender Kinder dem Verderben verfallen läßt, bloß, weil sie nicht prädestiniert sind. Weit bedenklicher ist die Vorstellung von der Prädestination der getauft sterbenden Kinder: denn sie haben es ja nie zu Glauben bringen können, falls man nicht getauft werden und glauben für gleichbedeutend erklärt und den Glauben somit religiös wie sittlich völlig entwertet. Und auf dem andern Punkte liegt zuletzt die gleiche Entwertung und Mißachtung des Glaubens vor. Einen Glauben, den Gott hergestellt, den er mit der Gerechtsprechung anerkannt, den er mit Hervorbringung guter Früchte gesegnet hat, einen echten, wahrhaften Glauben sollte er, bloß damit die Menschen sehen, wie ohnmächtig sie bis zum letzten Atemzug sind, — was aber alle Prädestinierten ohnehin wissen — wieder von einem Gläubigen wegnehmen oder sich wegnehmen lassen? Der Glaube, der so ohne Ende, d. h. ohne Beharren bleibt, ist der Scheinglaube des bloß Getauften, des Vulgärchristen, der, der Kirche gehorsam, die Welt ohne Anstoß zu geben durchschreitet: ist das der Glaube, der wie Paulus ausruft: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben .... weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges .... mag uns scheiden von der Liebe Gottes?

Das ist das Gift in der Frucht: der Glaubensbegriff ist verkümmert, er ist materialisiert worden. Gott prädestiniert die Menschen nach Augustin vornehmlich zum Getauftwerden, das kann man sich dann bei Kindern, die bald nach der Taufe sterben, als unverlierbares Geschenk gefallen lassen, für einen Menschen aber, der als Getaufter noch ein langes Leben durchschreiten kann, darf es damit nicht getan sein. Die tägliche Erfahrung lehrt, wie viel Getaufte früh oder spät verloren gehn; mithin muß man für diejenigen unter ihnen, die nicht verloren gehn, wieder eine besondere Aktion der Gnade des Prädestinierenden, nämlich das Geschenk des Ausharrens fordern.

Wir denken größer von Gott, als daß wir ihm zutrauten, er prädestiniere nur für Passivität — was schließlich doch auch der Genuß der ewigen Seligkeit ist; wozu er prädestiniert, das ist Anteil an seinem Wesen, also an göttlichem Wollen und göttlicher Kraft. Das ist etwas, das sich im Handeln offenbart. Und wem er diesen Anteil gewährt hat, wer sich ergriffen weiß vom Geist Gottes, dem kann nicht bange sein um irgend einen Augenblick in seiner Zukunft. Der steht auf ewigem Grund: der besitzt in dem, was er erlebt hat, allewege und — trotz Augustin — schlechthin sicher das Unterpfand für sein Beharren bis ans Ende.

Ad. Jülicher.

Eine Ansprache aus dem Jahre 1910[1].

Kommilitonen! Am heutigen Tage will unsere Alma Mater Philippina ihr Sacrum ver einheimsen für das neue Studiensemester. Sie, meine lieben Kommilitonen, sind dieser geweihte Frühling, die jugendliche Schar, die sich ihr weihen und zu eigen geben will, um von der geistigen Mutter Nahrung zu empfangen zur Ausrüstung für ihr ferneres Leben.

Mir, dem es heute vergönnt ist, Ihren Handschlag entgegenzunehmen, fallen dabei unwillkürlich die eigenen Studienjahre ein und die Immatrikulationen, die mich damals unter die akademischen Bürger aufnahmen. Eine von ihnen steht mir besonders lebendig vor Augen, die in Berlin im Herbst 1868. Rektor war der berühmte Mathematiker Kummer, dessen Centenar wir in diesem Jahre mit der Kaisergeburtstagsfeier verbunden haben. Was mich seine Rede nicht hat vergessen lassen, ist das etwas spöttische Lächeln, mit dem wir jungen Studenten sie aufnahmen, weil Kummer über akademische Freiheit sprach und uns ernsthaft versicherte, sie bestehe in der Lernfreiheit, in dem Rechte des Studenten, zu hören und zu lernen, was immer er wolle. — Auch heute noch bin ich jung genug geblieben, um zu wissen, daß es in der Tat auch noch eine andere akademische Freiheit gibt, eine Freiheit, die dem Staatsganzen gegenüber sich ausprägt in der bis heute be-

1) Ansprache des damaligen Rektors bei der Marburger Immatrikulation am 12. November 1910.

wahrten Unabhängigkeit und Sonderstellung unserer Universitäten, einschließlich auch der vielgeschmähten, patriarchalischen akademischen Gerichtsbarkeit, die gerade hier in Marburg so still und segensreich ihres Amtes waltet, die aber nach innen ausströmt und sich bekundet in dem freien Flügelrecken unserer akademischen Jugend, in frischer Jugendlust und ungehinderter Entfaltung ihrer Persönlichkeit.

Aber das innerste Wesen, die Eigenart und den höchsten Ruhm unserer deutschen Universitäten hatte doch unser damaliger Rektor in der Tat mit seiner uns anstößigen Definition gut und richtig getroffen, und was damit gesagt ist, hängt auch wirklich mit dem, was wir als akademische Freiheit empfinden, innig genug zusammen. Denn das ist in der Tat die Eigenart der deutschen Universität, das, was uns bei aller Bewunderung dafür das Ausland bisher nicht hat nachmachen können, daß sie es jedem ihrer Schüler überläßt, sich selbst seinen Weg durch das Meer der Wissenschaft zu suchen und zu bahnen, ihr gleichsam in sich eine neue persönliche Verkörperung zu geben. Die deutsche Universität will nicht mit einer biederen Werkstatt verglichen sein, in der ein Handwerk schlecht und recht überliefert und angeeignet wird, sondern mit dem Laboratorium des Alchymisten, in dem geheimnisvolle Mächte Stoffe und Körper zusammenzwingen zu einem neuen, noch nicht vorhanden gewesenen Organismus, der wissenschaftlichen Persönlichkeit. Jeder rechte Student soll mit seiner Wissenschaft derart eins werden, daß er sie in sich verkörpert, daß er, wie klein auch das Gebiet sei, das er für sich hat erobern können, darin sich als Meister und Herrscher fühle. Nur wer das einmal empfunden hat, nimmt die Kraft mit sich ins Leben hinaus, die ihn über den Alltagsbetrieb des Berufes erhebt und ihn davor behütet, zum Handwerker oder vielmehr zum Tagelöhner zu werden. Dazu werden Sie, meine lieben Kommilitonen, heute aufgerufen, und Sie dürfen und sollen sich nicht verhehlen, daß das eine schwere Aufgabe ist, die den ganzen Menschen verlangt, ein Aufgehn in eine neue Welt, die viel Entsagung, das Brechen mancher Fessel und das Zerreißen vieler Fäden von Ihnen fordert.

Sie sollen eben frei werden, selbständig, Herrscher eines Reiches, und das gelingt nicht ohne harte Arbeit.

Indem ich Sie aufrufe, zu diesem Kampfe alle Kräfte zusammenzunehmen und beharrlich zusammenzuhalten, möchte ich zugleich die Warnung an Sie richten, sich nicht zu zersplittern, und dieser Umwälzung und Umprägung Ihrer ganzen Persönlichkeit, der Ihre Universitätsjahre gewidmet sein sollen, nicht durch andere Revolutionen in Ihrem Denken und Fühlen die Kräfte vorwegzunehmen und den Weg zu versperren. Selbst ein Archimedes brauchte, um die Welt aus den Angeln zu heben, einen festen Fußpunkt. Dieser eine feste Punkt, meine lieben Kommilitonen, der bleibe Ihnen Ihr Heimats- und Ihr Vaterlandsgefühl. Von aller Tradition auf geistigem Gebiete sollen Sie los, sollen Sie frei werden: umsomehr lassen Sie sich während der Universitätszeit halten und bergen von den sozialen Traditionen, in die hinein Sie geboren, in denen Sie aufgewachsen sind, als gute und treue Söhne des Elternhauses, der Heimat, des Vaterlandes. Ich weiß wohl, daß ich heute auch zu Ausländern rede; aber ich weiß nicht minder, daß sie dieser Mahnung nicht erst bedürfen. Denn nichts kettet fester an das Vaterland, nichts läßt die Liebe zu ihm, den Stolz auf seinen Besitz und seine Art, so sehr schwellen und erglühen, wie das Leben in der Fremde, und wäre sie noch so schön. Uns Deutschen aber, und vor allen anderen der akademischen Jugend, wird heute von ernsten und wohlmeinenden Männern, auch in unserer Mitte, versichert, das deutsche Volk leide an übertriebenem Nationalismus, es müsse von anderen Völkern lernen, sich mehr auf einen kosmopolitischen Standpunkt zu stellen und ein allgemeines Menschentum in sich auszubilden. Ich weiß aber auch, daß dieselben Männer weitherzig genug sind, anderen die entgegengesetzte Meinung und deren entschiedene Vertretung zuzugestehn. Ich selbst bin weit genug in der alten und neuen Welt herumgekommen, um meine Eindrücke und meine wohlbegründete Ueberzeugung aussprechen zu dürfen. Es ist nicht so, wie jene sagen. Franzose, Engländer und Nordamerikaner, Schweizer, Niederländer und Däne, um von anderen Völkern ganz zu ge-

schweigen, haben ein weit ausgeprägteres Nationalbewußtsein, einen viel größeren Nationalstolz, als sie der Masse der Deutschen eigen sind. Wir gerade sind nur gar zu geneigt, von unserer Eigenart gering zu denken und sie für die fremde aufzugeben. Wir haben in diesem Jahre das vierzigjährige Gedächtnis des letzten schweren Krieges gefeiert, den Deutschland um seine Freiheit hat kämpfen müssen. Sie werden es von einem Mitkämpfer von 1870, der damals mit der ganzen waffenfähigen Studentenschaft Deutschlands hinausgezogen ist in diesen heiligen Krieg, begreifen, wenn er als Rektor unsere heutige Studentenschaft mahnt, diesen Geist bei sich nicht einschlafen und untergehn zu lassen. Bewahren Sie sich für solche Entscheidungszeiten, die jeden Augenblick wiederkehren können, die Liebe zum Vaterlande und das Vertrauen auf Ihr Volk und seine Zukunft. In dem ganzen Pflanzenreiche suchen Sie vergeblich nach dem Gattungsbegriff Baum, es gibt nur Eichen und Tannen und Buchen und Birken, und wie sie sonst heißen. So hat auch der Gattungsbegriff Mensch im Leben keine Daseinsberechtigung: wir sind und sollen sein Deutsche und Franzosen, und was sonst alles, seien es auch Aschantis und Botokuden. Die Ablegung der Art ergibt überall nur blasse und blutlose Abstraktionen.

Das alles sage ich nicht, liebe Kommilitonen, um selbst wieder Politik zu treiben, während ich sie an anderen tadle, sondern um zu warnen, daß Sie Ihre Kräfte nicht gleichzeitig nach allen Richtungen aufbieten, daß Sie nicht auf einmal Ihr ganzes Wesen in seine Elemente auflösen und dann auf keinem Gebiete von der Analyse zur Synthese fortzuschreiten vermögen. Sammeln Sie Ihre Kraft während der Jahre Ihres akademischen Studiums in einem Punkte, und lassen Sie der Zukunft auch noch ihre Aufgaben und Arbeiten übrig! Dann wird jedes zu seiner Zeit recht geraten und das Vaterland Männer an Ihnen gewinnen, die, wo immer sie ihren Stand wählen, fest stehn, tief wurzeln und gute Früchte treiben. Das ist am heutigen Tage mein Wunsch für jeden einzelnen von Ihnen.

*

Wenn ich heute Euch, Ihr lieben jungen Freunde draußen im Felde, gerade diese längst verklungenen Worte aus der zu Fabel und Dichtung gewordenen Zeit des Völkerfriedens und des Internationalismus als Gruß hinausende, so habe ich dafür mehr als einen Grund. Einmal dürften sie in längst feststehender, durch die Gegenwart nicht beeinflußter Fassung einen treuen Niederschlag des „preußischen Militarismus" bieten, den unsere Feinde, ja selbst manche Neutrale, kaum an irgend jemand so grimmig hassen und verklagen wie an uns deutschen Professoren. Vor allem aber habt Ihr dem, was ich damals den neuen Bürgern unserer Hochschule ans Herz legte, in dieser neuen, furchtbaren Entscheidungszeit so herrlich Genüge getan, daß wir alten Mitkämpfer von 1870 in dankbarer Bewunderung vor Euch die Waffen neigen. Aber gerade dadurch gebt Ihr uns auch die frohe Zuversicht, daß Ihr, wenn ein guter Friede Euch der Heimat wiedergibt zu neuer Friedensarbeit, den Pflug so sicher zu führen wissen werdet wie jetzt das Schwert, so daß wir Alten uns getrost zur Ruhe legen dürfen, weil wir unser geliebtes Vaterland und die deutsche Wissenschaft bei dem neuen Geschlecht in guten Händen wissen.

Karl Budde.

Das Beuterecht im Landkriege.

Wenige Gebiete des Rechts weisen einen so vollständigen Wandel der Rechtsanschauungen im Laufe der Zeiten auf wie das Beuterecht im Kriege. Was einst als selbstverständliches Recht des Siegers betrachtet wurde, erscheint der heutigen Zeit als verwerfliches Unrecht, als eine durch keine Kriegsraison zu rechtfertigende Grausamkeit. Das gilt nicht nur von dem alten barbarischen Satze, daß die gesamte Bevölkerung des feindlichen Landes mit Weib und Kind dem Sieger verfallen war, der sie töten oder in die Knechtschaft abführen konnte, sondern auch von der weit länger in Geltung gewesenen Kriegsregel, daß das gesamte Staats- und Privateigentum, unbewegliches und bewegliches, dem Beuterecht unterworfen war. Selbst ein Grotius, der Begründer des modernen Völkerrechts, verteidigt noch Raub und Plünderung im Kriege als göttliches und menschliches Recht mit der Begründung, daß die feindlichen Untertanen, die nicht mit ihrem Körper als Kämpfer dem feindlichen Staate dienten, zwar nicht mehr getötet, wohl aber beraubt werden dürften, weil sie mit ihrem Vermögen dem Gegner Hülfe leisteten. Noch mehr als zweier Jahrhunderte bedurfte es, ehe eine gerechtere Auffassung und mildere Kriegsbräuche die Herrschaft gewannen. Denn selbst das Preußische Landrecht von 1794, das in dieser Frage einen sehr fortgeschrittenen Standpunkt einnimmt, gestattet — wenn auch nur ausnahmsweise — noch die Erbeutung beweglichen Privateigentums, dann nämlich wenn der Befehlshaber der Truppe ausdrückliche Erlaubnis dazu gegeben hat. Das ist der Fall der Plünderung d. h. der Preis-

gabe alles beweglichen Eigentums in erstürmten Plätzen zur Anfeuerung der Truppen und zur Belohnung für die überstandenen Strapazen — ein barbarischer Kriegsbrauch, der vereinzelt noch im 19. Jahrhundert, so von Engländern und Franzosen im chinesischen Kriege von 1860 geübt worden ist.

Den Abschluß der Entwicklung brachte das vorige Jahrhundert, freilich nur für den Landkrieg, während im Seekriege dank dem Widerstande Englands ein wahres Vernichtungssystem betreffs des friedlichen Handels des feindlichen Staates weiter herrscht. Zwar ist das Beuterecht auch heute noch im Landkrieg gesetzlich anerkannt. Aber Begriff und Zweck der Beute ist hier ein andrer geworden. Nicht mehr aus dem Gesichtspunkt der räuberischen Vermögensbereicherung ist die Beute zugelassen, sondern rein militärische Rücksichten sind für sie bestimmend: die Kriegsmittel sollen dem Feinde genommen und so viel als möglich zum eignen Vorteil verwendet werden; das Privateigentum aber ist grundsätzlich unverletzlich.

„Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde", heißt es in dem Armeebefehl, den König Wilhelm I. beim Ueberschreiten der französischen Grenze am 8. August 1870 an seine Truppen richtete. Und gleichermaßen sagen die Kriegsartikel 17 Abs. 1, daß Hab und Gut der Bewohner des feindlichen Landes, der Verwundeten und der Kriegsgefangenen unter dem besonderen Schutze des Gesetzes stehen.

Die völkerrechtlichen Grenzen des heutigen Beuterechts sind in dem Haager Abkommen betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkriegs vom 18. Oktober 1907, dem alle zivilisierten Staaten beigetreten sind, gezogen. Sie sind von jedem der Vertragsstaaten innezuhalten. Darnach darf das Privateigentum nicht eingezogen werden und ebensowenig das Gemeindeeigentum, das dem Privateigentum gleichgestellt ist. Nur in einem einzigen Falle ist die Erbeutung von Privateigentum zulässig: Waffen, Pferde und Schrift-

stücke militärischen Inhalts können auch dann, wenn sie im Privateigentum des Kämpfers stehen, erbeutet werden (Art. 4 Abs. 3), was sich aus der Besonderheit der unmittelbar gegen den Feind verwendeten Sachen von selbst erklärt und rechtfertigt.

Von diesem Ausnahmefall abgesehen kann nur das feindliche Staatseigentum als Beute erklärt werden und zwar nur das bewegliche Staatseigentum. Art. 53 Abs. 1 nennt „das bare Geld und die Wertbestände des Staates sowie die dem Staate zustehenden eintreibbaren Forderungen, die Waffenniederlagen, Beförderungsmittel, Vorratshäuser und Lebensmittelvorräte sowie überhaupt alles bewegliche Eigentum des Staates, das geeignet ist, den Kriegsunternehmungen zu dienen."

Ausgeschlossen von der Beschlagnahme als Beute ist das unbewegliche Staatseigentum. Es darf zwar in Besitz genommen, aber nur nach den Regeln des Nießbrauchs verwaltet und genutzt werden und ist später zurückzugeben. Der okkupierende Staat darf für sich die Früchte des Grundstücks ziehen, nicht aber dessen Bestand zerstören oder wesentlich verändern. So darf er die Bäume eines Waldes nach forstwirtschaftlichen Grundsätzen fällen, nicht aber den Wald schlechthin abholzen lassen. (Als z. B. im Jahre 1870 in einem lothringischen Staatswalde 15 000 große Eichen geschlagen worden waren, protestierte Frankreich beim Friedensschluß gegen die Rechtmäßigkeit dieses Vorgehens). Wenn freilich die Kriegsnotwendigkeit es gebietet, so können Wälder ohne Rücksicht auf forstwirtschaftliche Regeln gefällt werden und zwar gleichviel ob sie Staats- oder Privat-Eigentum sind; so wenn beispielsweise für Schützengräben und Unterstände Bauholz dringend benötigt wird. Aber diese Befugnis der Aneignung und Zerstörung gründet sich nicht auf das Beuterecht, sondern auf das Recht der Requisition, der Zwangsbeitreibung, das vor keinem Gegenstande, welcher Art er auch sei und in wessen Eigentum er auch stehe, halt macht. Das Requisitionsrecht wird durch die eiserne Kriegsnotwendigkeit gefordert, es liegt ihm ein andrer Gesichtspunkt wie dem Beuterecht zu Grunde, nämlich der des Notstandes und der Selbsterhaltung. Deshalb darf das Requisitionsrecht im Gegensatz zum

Beuterecht bloß im Notfall ausgeübt werden und nur gegen Bezahlung der weggenommenen oder zerstörten Sache oder gegen Ausstellung einer Bescheinigung zwecks späterer Regelung der Entschädigungsfrage oder der Rückgabe der Sache.

Endlich bestimmt Art. 56 des Haager Abkommens noch, daß die dem Gottesdienste, der Wohltätigkeit, dem Unterricht, der Kunst und der Wissenschaft gewidmeten Anstalten des Staates als Privateigentum zu behandeln seien. Soweit sie Grundstücke sind, sind sie schon als solche (als unbewegliches Staatseigentum) dem Beuterecht entzogen. Die Bestimmung ist daher von Bedeutung nur für die zu den Anstalten gehörigen beweglichen Sachen, wie namentlich für Kunstgegenstände, die demnach niemals erbeutet werden dürfen.

Welche beweglichen Sachen des Gegners der kriegführende Staat in den durch das Haager Abkommen bezeichneten Grenzen für Beutesachen erklären will, ist seine eigne Angelegenheit. Es ist zur Vermeidung unerquicklicher Irrtümer zweckmäßig, gleich zu Beginn des Kriegs ausdrücklich zu bestimmen, welche Sachen als beutefähig betrachtet werden sollen, wer Beute zu machen ermächtigt ist und wem die Beute gehört. Denn zumal über den letzten Punkt herrschen vielfach irrige Ansichten, ist doch die Anschauung weit verbreitet, daß der Soldat gewisse Sachen für sich erbeuten, als „Andenken" behalten dürfe, wie z. B. die dem Feinde weggenommene Waffe, Teile der verschossenen feindlichen Munition (Sprengstücke von Granaten), Fliegerpfeile und andres mehr.

Ja manch ehrlicher Kriegsmann, der den bloßen Gedanken, er könne fremdes Eigentum anrühren, in Friedenszeiten weit von sich weisen würde, mag einen Gegenstand, den er in einer verlassenen Wohnstätte herumliegend vorfand oder aus einem brennenden Gebäude rettete, ohne Gewissensbedenken an sich genommen haben, wähnend, daß er sich diese Sache, die für den Eigentümer doch nun einmal verloren sei, zueignen dürfe. Das ist freilich ein Irrtum und bei der bedauerlichen Neigung unserer Gerichte, auch trotz mangelnden Bewußtseins der Rechts- oder der Pflichtwidrigkeit zu verurteilen, sogar ein Irrtum, der für ihn verhängnisvoll werden kann. Denn objektiv liegt jedenfalls Unterschlagung oder

Diebstahl vor, weil die Sache keineswegs herrenlos geworden ist. Ja sie kann nicht einmal als „gefunden" im juristischen Sinne gelten, so daß dem Berger auch kein Anspruch auf Finderlohn zusteht, den — nebenbei bemerkt — das französische und das belgische Recht überhaupt nicht kennen. Der Erlaß des K. M. vom 10./2. 1915 (A. V. Bl. 1915 S. 69) verspricht zwar, einen Bergelohn in Höhe des halben Finderlohns zu vermitteln, aber dessen Bewilligung hängt letzten Endes von dem freien Willen des Eigentümers der geborgenen Sache ab. Alle Sachen aber, die entdeckt, gerettet oder sonstwie geborgen sind, sind an die zuständigen Behörden abzuliefern und von dieser dem Eigentümer herauszugeben. Wird der Eigentümer nicht ermittelt, so fallen die Sachen oder der Erlös daraus nicht etwa an den Berger der Sache, sondern auf Grund des § 983 des bürgerlichen Gesetzbuches an den Staat, also an das Deutsche Reich.

Allein es ist dem Soldaten wie jedem Anderen nicht nur verwehrt, sich irgend eine Sache der letztgedachten Art anzueignen, sondern ebensowenig darf er die eigentlichen Beutesachen wie z. B. die dem Feinde abgenommene Waffe oder auch nur ein Sprengstück einer feindlichen Granate für sich behalten. Alle Beute gehört vielmehr dem Deutschen Reich, alle erbeuteten Sachen sind für das Reich an die Behörden (Militär- oder Zivilbehörden) abzuliefern.

Das ist nachträglich in verschiedenen Erlassen des Kriegsministeriums (vom 26./10. u. 8./12. 1914, 10./2. 1915 u. anderen) zum Ausdruck gekommen, die eine Reihe von Sachen aufführen, die für Beutesachen erklärt werden, ohne daß diese Aufführung allerdings irgendwie erschöpfend wäre. Von Bedeutung ist vor allem der Erlaß vom 8./12. 1914, worin zur Beseitigung von entstandenen Zweifeln darauf hingewiesen wird, daß alle im Eigentum der deutschen Heeresverwaltungen stehenden Gegenstände im Inlande wie im Auslande in deren Eigentum bleiben, auch wenn sie verloren oder wie z. B. Munitionsteile zurückgelassen werden, und daß ferner den staatlichen Organen für das Inland wie für das Ausland die ausschließliche Befugnis zusteht, das Aneignungsrecht an der Kriegsbeute wie beispielsweise an der Aus-

rüstung des Feindes und an den von ihm zurückgelassenen Munitionsteilen auszuüben.

Das Reich bezw. die einzelnen Bundesstaaten verzichten also, was bedeutsam ist, nicht auf ihr Eigentum an der verschossenen eigenen Munition und für Beutesachen werden Ausrüstungsstücke des Feindes und namentlich auch die Teile der verschossenen feindlichen Munition erklärt, demnach der Aneignung eines Jeden entzogen. Soweit Truppen Beutestücke zur Ausbesserung oder Ergänzung der eignen kriegsmäßigen Ausrüstung bedürfen, können sie diese Stücke für sich verwenden. Auch dürfen die Angehörigen des Heeres einzelne Gegenstände von geringem Wert zum Andenken an persönlich überstandene Gefahr oder andere besondere kriegerische Leistungen an sich nehmen, jedoch nur auf Grund der schriftlichen Erlaubnis des Vorgesetzten. Durch einen späteren Erlaß (vom 10./1. 1915) ist aber die bemerkenswerte Einschränkung getroffen, daß Schußwaffen und Seitengewehre jeder Art nicht mehr als Andenken überlassen werden dürfen.

Ueber die erwähnten Gegenstände hinaus ist eine Aneignung von irgend welchen Beutestücken ohne Rücksicht auf ihren Wert oder ihre Verwendbarkeit unzulässig, sie würde den Zuwiderhandelnden nach § 128 Militärstrafgesetzbuch verantwortlich machen.

Zum Schlusse sei noch der namentlich in Lazaretten nicht selten erörterten Frage Erwähnung getan, wem das im Körper des Verwundeten befindliche Geschoß (Kugel, Sprengstück) gehört. Die Frage kann praktische Bedeutung nach Entfernung des Geschosses aus dem Körper gewinnen. Da der Staat allein beuteberechtigt ist, das Geschoß aber als feindliche Munition zur Beute gehört, so würde der Staat nunmehr sein Aneignungsrecht geltend machen können. Selbstverständlich ist aber ein stillschweigender Verzicht auf Ausübung des Aneignungsrechts vorhanden oder doch anzunehmen. Denn der unerhörte Fall müßte noch erst erlebt werden, daß das berufene staatliche Organ die Herausgabe eines solchen Geschosses verlangt, das für den Staat ohne Wert ist, für den anderen Teil aber, der sich für denselben Staat geopfert hat, häufig

einen gar nicht abschätzbaren Affektionswert hat. Ist demnach die Annahme eines stillschweigenden Verzichts selbstverständlich, so ist das Geschoß — an dem auch unzweifelhaft der feindliche Staat kein Eigentumsrecht mehr geltend zu machen gewillt ist — sofern und solange es sich niemand angeeignet hat, als herrenlos zu betrachten. Kann sich der Arzt nun ein solches Geschoß im Augenblick der Herausnahme als herrenlose Sache aneignen? wie dies von sammelwütigen Aerzten geschehen soll. Die Frage ist m. E. unbedingt zu verneinen. Das Geschoß ist Eigentum des Verwundeten, er hatte es, schon während es im Körper steckte, im Besitz und regelmäßig hatte er auch wohl den Willen, es zu behalten, also den Aneignungswillen. Das Geschoß ist also schon vor der Entfernung aus dem Körper sein Eigentum geworden. Aber auch wenn der Aneignungswille vor der Herausnahme des Geschosses nicht bestanden haben sollte, so würde dem Verwundeten die Klage aus dem früheren Besitze gegen den Arzt, der sich eigenmächtig in den Besitz gesetzt hat, zustehen. Nach Wiedererlangung des Besitzes könnte der Verwundete den Aneignungswillen ausdrücklich oder stillschweigend erklären, er würde dadurch auf unanfechtbare Weise Eigentümer des Geschosses. Und dies Ergebnis, daß dem Verwundeten in jedem Falle das Geschoß gehört, entspricht auch wohl dem natürlichen Empfinden.

Ludwig Traeger.

Ein Gruß aus dem besetzten Gebiet.

Kommilitonen und Kameraden! Der Herr Rektor teilt mir mit, daß die Universität Marburg ihren draußen stehenden Angehörigen zur Sonnwendfeier einen Gruß in's Feld senden will. Und er erlaubt mir, mich daran zu beteiligen obwohl ich nun schon seit Kriegsbeginn von Marburg fern bin. Gern mache ich von dieser Erlaubnis Gebrauch. Jedem von uns, die wir draußen sind, wird ja das Herz warm, wenn er an Marburg und die schöne Heimat denkt. Wie lustig ist das Leben gewesen in der alten Musenstadt, wie hallten Sang und Klang durch das Lahntal und wie viele frohe Erinnerungen wachen auf, wenn jetzt in der Sommerszeit die Stadt mit ihrem Schlosse und ihren Gärten, das Lahntal mit seinen Bergen und Wäldern, mit seinen Wiesen und Feldern vor unserm geistigen Auge ersteht. Aber wie von selbst drängen sich auch ernste Gedanken hinein. Furchtbar schwer sind die Verluste gerade in unserer Marburger Studentenschaft. Viele der Besten, der Allerbesten sind gefallen und noch sind wir im Krieg und noch immer fordert der Kampf blutige Opfer. So sind es verschiedene Empfindungen, die mich bewegen, wenn ich heute einen Gruß senden will.

Zunächst ein Wort über eigene Erlebnisse. Als Hauptmann der L. a. D. hatte ich mich bei Kriegsbeginn zur Verfügung gestellt und wurde Anfang August 1914, als ich zum Noteramen in Cassel weilte, als Kommandant einer Mobilen Etappen-Kommandantur ins Feld befohlen. Ich konnte gerade noch mithelfen, eine Anzahl

Rechtskandidaten als Referendare aus der Taufe zu heben und bin dann ausgerückt, zuerst in die Eifel und dann nach Belgien hinein. Langsam folgte die Etappe dem siegreich vordringenden Heere durch Belgien und Nordfrankreich. Am Sedantage 1914 konnte ich der Uebergabe der Festung Givet beiwohnen. Dann wurde die Kommandantur in Fumay in Frankreich eingesetzt, wo ihr als erste größere Aufgabe die selbständige Wiedereinrichtung und der Betrieb einer 45 km langen Eisenbahnstrecke zufiel. Von Fumay ging es Mitte September 1914 weiter. Bald nach unserer Niederlassung in X. in Frankreich wurde der Sitz des großen Hauptquartiers dorthin verlegt und wir haben die Ehre gehabt, für die Sicherheit Seiner Majestät des Kaisers und des Großen Hauptquartiers sorgen zu dürfen. Unsere dienstliche Tätigkeit war eine sehr vielseitige und mannigfaltige: Sicherung und Verwaltung eines Bezirks von 71 Gemeinden und fast 100 000 Einwohnern in Friedenszeit, Unterbringung der Truppen, Verkehr von und nach der Front, Fürsorge für 9 Lazarette und vieles andere mehr. Neben den militärischen erwuchsen der Etappe auch wirtschaftliche Aufgaben von erheblicher Bedeutung. Die Landwirtschaft mußte geleitet und zum Teil selbständig betrieben werden. Auch eine ganze Anzahl technischer Betriebe wurden wieder in Gang gebracht oder neu eingerichtet. Als Gerichtsherr der höheren und niederen Gerichtsbarkeit habe ich über hundert feld- und kriegsgerichtliche Untersuchungen zu erledigen gehabt. Ende November 1915 wurde ich in die belgische Militärverwaltung nach Brüssel berufen. Meine Tätigkeit ist auch hier eine mannigfaltige; aber sie ist weniger kriegerisch und vorwiegend juristischer Natur. So habe ich unendlich viel gesehen und erlebt und ich bin dankbar, daß es mir vergönnt ist, diesen großen Krieg in des Königs Rock mitzumachen, wenn auch nicht in der Front, so doch gleich hinter der Front.

In den Büchern der Wissenschaft hat niemand von uns draußen viel lesen können, wohl aber im Buche des Lebens und des Todes. Und jeder wird Erinnerungen und Eindrücke mit heimbringen, die sein ganzes weiteres Leben beherrschen werden. Die Erfahrungen sind freilich wohl verschiedener Art. Wer vorn im

Schützengraben gestanden hat und oft dem Tode ins Auge gesehen hat, wer auf dem großen Zuge in Rußland oder in Serbien dabei gewesen ist oder wer aufs Meer gegen Albion gefahren ist, mag manches anders ansehen, als der, welcher nur hinter der Front das Räderwerk mit in Ordnung gehalten hat oder feindliches Land verwaltet hat. Und Hand aufs Herz, jeder hat auch hier und da gefunden, was ihm nicht gefallen hat und hat seiner Meinung darüber oft kräftig Ausdruck gegeben. Aber über eines sind wir einig und eines bringen wir alle als Ueberzeugung mit nach Hause: Wer diesen Krieg mitgemacht und gesehen hat, was das deutsche Heer unter der Führung unseres Kaisers geleistet hat und leistet, der weiß, welche ungeheure Kraft in unserem deutschen Volke steckt und der blickt voll Vertrauen in die Zukunft hinein. Immer wieder bricht durch alle Trauer über Verluste, durch Beschwerden, durch allen kleinen Verdruß der jubelnde Gedanke durch: Du herrliches deutsches Vaterland! Und noch ein Anderes, was insbesondere uns Akademiker angeht: Dieser Krieg hat die einzelnen Klassen und Stände einander näher gebracht. Wir haben in den gemeinschaftlichen Kämpfen und Arbeiten gesehen, daß wir keinen Stand missen können. Das Verständnis für die anderen Berufsstände und die Würdigung ihrer Eigenart, die wir jetzt gewonnen haben, soll die Grundlage bilden für ein Zusammenarbeiten in der kommenden Friedenszeit. Und noch ein Letztes, was wir alle gelernt haben: Wir brauchen jeden Mann für unser Vaterland. Keiner ist wertlos und, wenn wir uns als Volk behaupten und durchsetzen wollen in der Welt, dann muß jetzt im Kriege und in der kommenden Zeit des Friedens jeder auf seinem Posten sein und sein Bestes hergeben. Was uns not tut, sind Männer!

Gern möchte ich mehr sagen, auch als Vertreter des Rechtes und meiner Wissenschaft. Aber es soll nur ein kurzer Gruß sein, der hinausgeht, und ich hoffe, bald wieder in Marburg mit den Kameraden aus dem Felde Gedanken und Erinnerungen austauschen zu können und mit den Kommilitonen wieder schaffen zu können. So mögen diese wenigen Worte genügen. Am Sonnwendtage 1916 werden wir, wie die Jahre vorher im Frieden, uns im Geiste zur

Feier vereinigen. Im Feuer steigt leuchtend die Bismarcksäule vor uns auf, die Lieder brausen ins Land und einer feurigen Schlange gleich zieht der Fackelzug langsam in das Lahntal hernieder. Und wo immer Marburger Studenten im Felde stehen, da soll es in der Sommernacht klingen: Stoßt an, Marburg soll leben!

Im Felde. André.

Der Krieg als Erzieher.

Meinen lieben Kriegskameraden. In jener schweren Stunde Ende S. S. 1914 rief ich Ihnen als Abschied ehe wir uns trennten zu: „Nun tue Jeder seine Pflicht". Lang dauerte diese Trennung nicht. Ihnen, die sofort in das Heer eintraten oder sich zum Eintritt rüsteten, durfte ich bald folgen. Wie wir früher in der kleinen Familie unserer geliebten Universität vereint waren, so bildete jetzt das Heer unsere große Familie, in der wir uns wieder zusammenfanden.

Gesehen habe ich im Feld selten einen von Ihnen; aber wir fühlen das Band, das uns in alter Treue zusammenhält, Beweis sind mir die zahlreichen Briefe, für die ich von Herzen dankbar bin.

Das zweite Jahr, daß wir draußen stehen, nähert sich seinem Ende; ohne Stolz dürfen wir sagen: wir taten unsere Pflicht. Allerdings sind unsere Leistungen himmelweit verschieden. Mancher hat das letzte, sein Leben oder seine Gesundheit hingegeben. Wie klein erscheint dagegen das, was wir anderen leisteten: ein Tropfen für das Riesenganze, aber doch immerhin ein Tropfen; das ist unser Trost.

Wenden sich unsere Gedanken zurück zu dem, was wir drangaben, als wir in den Krieg zogen, so sind gewiß Verluste zu buchen. Viel jenes kostbaren Gutes, der Zeit für die Berufsausbildung, ist verloren. Aber an die Stelle der Schule, wie sie das akademische Leben für Fach und Leben bietet, ist eine neue getreten. Wer im Kriegsspiel den Einsatz, das Leben, gerettet hat, dem ist das Schicksal Erzieher geworden. Sie alle haben entweder den

Kampf gegen den Feind oder gegen Erkrankungen, Verwundungen, Seuchen erlebt; alle neben Bildern blühender Länder die Stätten unsagbarer Zerstörung, der Trümmer menschlicher Heimstätten gesehen, neben den Gefahren und Leiden in der Front und hinter der Front mit stolzer Bewunderung die Zeichen eines Riesenfleißes erkannt, auf den sich ein guter Teil des Erfolges aufbaut. Und wie wird uns bewußt, an einem der wichtigsten Stücke der Weltgeschichte mitgeschafft zu haben. Soll ich Ihnen von unserer Tätigkeit in den Lazaretten berichten? Kein schönes Thema; wer dort mitgearbeitet hat, weiß ja Bescheid, und den anderen möchte ich die nähere Kenntnis aus leidendem Erleben erspart wissen. Einen Gedanken möchte ich aber nicht unterdrücken, der mir immer wiederkehrte. Fast will es mir scheinen, als ob unsere Aerzte ihren Kranken etwas anders gegenüberstünden, als in Friedenszeiten. In dem Heer umschlingt das Band einer auf gegenseitige Anerkennung gegründeten Kameradschaft Menschen verschiedenster Herkunft und Art, alle sind dem Einzelnen näher gerückt, und so ist auch der Kranke nicht allein Gegenstand ärztlichen Handelns, ärztlicher Bemühungen, es sind zugleich die Angehörigen unserer großen Familie, ihre Erlebnisse sind die unseren, ihre Leiden wie eigene. Das spornt dann wieder dazu an, im Handeln sicher und selbständiger, im Tun kräftiger zu sein oder zu werden in dem Gefühl der erhöhten Verantwortlichkeit: Erziehung durch die Hilfe. Noch ist nicht die Zeit, in einen Austausch der Erlebnisse, der Erfahrungen unseres Feldlebens zu treten, aber der Blick wendet sich schon gern dem Kommenden nach dem Ende des Streites zu.

Ich versuche, mir besonders nach meinen Erfahrungen aus dem Krieg 1870 ein Bild zu machen, wie wir uns wiedersehen werden; das ist allerdings schwer zu sagen, wohl aber, wie ich Sie finden möchte nach der Rückkehr ins akademische Leben. Dazu ist unerläßlich zu wissen, was Ihrer wartet. So wie Sie jetzt um das Dasein unseres Vaterlandes kämpfen helfen, so beginnt dann für Sie der neue Kampf für das eigene Dasein, und der wird für Niemand leicht sein. Wir werden schwer arbeiten müssen, um

Versäumtes nachzuholen, Verlorenes wieder zu gewinnen. Das kann nur durch ernsteste Arbeit geschehen; es muß in kürzerer Zeit mehr geleistet werden. Das kann nur sein, wenn die kleine Familie in erneuter Kraft wieder ersteht. Das alte Band darf nicht gelockert sein, nein, es soll immer fester halten. Deshalb ist es mein Wunsch, die großen Ereignisse möchten Sie reifer machen für den ferneren Kampf um die eigene und des Vaterlandes Zukunft, reifer für den Beruf und reifer als Menschen.

Sollte es mir nur beschieden sein, vom hohen Berge einen Blick in das gelobte Land einer schönen Zukunft zu tun, ohne es selbst noch betreten zu dürfen, dann begleiten Sie meine Wünsche.

Aus der Richtung der aufgehenden Sonne sende ich Ihnen allen meine Grüße.

Gasser.

Friedrich Schenck (1862—1916).

Friedrich Schenck †.

Am 16. Februar 1916 wurde Professor Friedrich Schenck von tückischer Krankheit dahingerafft, auch er ein Opfer des Krieges.

Er war ganz der Eure, liebe Kommilitonen, mit Kopf und Herz, mit Rat und Tat, in frohen wie in ernsten Stunden, mit Euch und durch Euch jung geblieben.

Es war Euch nicht vergönnt, dem über Alles geliebten Manne an seiner letzten Ruhestätte einen Scheidegruß zuzurufen. Daß wir Eurer gedachten, als wir ihn, unter dem Geleite schier der ganzen Stadt, hinaustrugen, das möget Ihr aus den folgenden Worten herausfühlen, welche ich dem Freunde, den wir verloren haben, der aber unter uns weiter lebt, gewidmet habe.

„Selten wohl hat der Tod eines Mannes so tief in unsere Gemeinschaft eingeschnitten, wie der Heimgang Schencks, in die akademische Gemeinschaft, in das städtische Gemeinwesen, in die häusliche Gemeinschaft Vieler von uns, die sich mit der Familie Schenck innig verbunden fühlten.

Mir als dem Freunde des Hauses und dem derzeitigen Vertreter der Medizinischen Fakultät ist die Pflicht zugefallen, an dieser Stätte ein Wort des Abschieds zu sprechen; ein Wort des Abschieds und des Dankes; des Dankes für Alles, was Schenck uns gab, durch Alles, was er uns war. Denn es ist wohl kaum einer unter uns, der sich nicht durch den Verlust von Schenck ärmer geworden fühlte: und mancher wohl möchte, dem Zuge des Herzens folgend, zu einem Abschiedsgruß hier das Wort ergreifen, wenn

nicht schuldige Rücksichten eine längere Ausdehnung dieser schmerzlichen Stunde verböten.

Klar wie sein ganzes Wesen liegt der Lebensgang Schencks vor uns.

Er entstammt einem Gelehrtenhaus in Siegen, dessen Begründer, der Dr. med. Schenck, hochbetagt in Siegen lebt, und dessen vier Söhne Zierden deutscher Wissenschaft sind.

Seine schon frühe Vorliebe für Naturwissenschaft und Mathematik verdankt er, wie er selbst oft betont, der Anregung durch Realschulanstalten, für deren Förderung er denn auch später oft in Wort und Schrift eintrat.

Ein guter Stern war es, der ihn zum Studium der Medizin nach Bonn führte, wo er schon in jungen Semestern durch Pflüger festgehalten wurde und sich für Physiologie habilitierte. Der Einfluß dieses einzigartigen großen Physiologen wurde bestimmend für Schencks wissenschaftliche Laufbahn und Arbeitsrichtung. Pflüger galt als nicht leicht zu nehmende Persönlichkeit, und daß Schenck, vielleicht als Einziger unter seinen Schülern, zeitlebens mit ihm in guter Freundschaft verbunden blieb, das verdankte er jenen Charaktereigenschaften, welche ihn auch uns so wertvoll machten: seiner unermüdlichen Arbeitsbegeisterung, absoluten Treue und Zuverlässigkeit als Mensch und als Forscher.

Herbst 1890 siedelte Schenck mit seiner jungen Gattin nach Würzburg über.

Auch hier hatte er das Glück, in den Bannkreis einer bedeutenden Persönlichkeit zu treten, des Physiologen Fick, eines Mannes von auserlesener Reinheit und unerbittlicher Strenge des Charakters. Unter dessen Einfluß festigte sich vollends Schencks Arbeitsrichtung, welche, abgeneigt allen unklaren Problemen und unsicheren Hypothesen, doch nicht verzichten will auf Verständnis der allgemeinen Lebenserscheinungen, auch über das hinaus, was davon sich etwa in physikalische und chemische Vorgänge auflösen läßt.

Wie mächtig Ficks Persönlichkeit und Weltanschauung, für welche es nur Pflichten gab, auf die Vollentwicklung von Schencks gleichgestimmtem Charakter einwirkte, dafür legt die unbegrenzte

anhängliche Verehrung, die er diesem Mann zeitlebens bewahrte, lebendiges und beredtes Zeugnis ab.

Als Mensch war Schenck in Würzburg in gleichem Maße beliebt wie als Forscher und Lehrer. Und als 1901 an den Extraordinarius Friedrich Schenck in Würzburg die Berufung auf den physiologischen Lehrstuhl zu Marburg erging, da war es nicht nur der gereifte, vollwertige, Vertreter des Faches, welcher in die Stätte unserer Alma Mater einzog, sondern auch der Ehrenphilister des Akademischen Gesangvereins zu Würzburg und der durch einen Ehrenschläger seitens der Burschenschaften ausgezeichnete Freund der Studenten.

Hier ist nun Schenck durch 15 Jahre der Unsere gewesen. In klarer Einsicht, daß das Gebiet der Physiologie heute viel zu ausgedehnt ist, als daß es in seinem ganzen Umfang von Einem beherrscht werden könnte, war er von Anbeginn an auf eine gleichmäßige Vertretung beider Arbeitsrichtungen, der physikalischen Physiologie und der physiologischen Chemie, bedacht.

Sein Wirken als Forscher und Lehrer war auch hier ein äußerst fruchtbares. Schenck betätigte sich auf fast allen Gebieten der Physiologie. Es mutet uns heute wehmütig an, daß eine seiner ersten Arbeiten die physiologischen Grundlagen derjenigen Krankheit behandelt, welcher er jetzt erliegen sollte.

Seine Hauptarbeiten beschäftigten sich mit der Mechanik und Thermodynamik der Muskeln, mit der Bedeutung des N. vagus für die Atmung und mit zahlreichen Fragen der Physiologie der Sinnesorgane; wir verdanken ihm aber auch zusammenfassende Studien über die Physiologie der Zelle.

Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit hat er wie eigne Kinder geliebt und sie gegen jeden Angriff mannhaft und nachdrücklich verteidigt. Die Lauterkeit seines ganzen Wesens konnte es nicht verstehen wie etwas, das er mit besten Kräften und in absoluter Treue und Gewissenhaftigkeit erarbeitet hatte, in Zweifel gezogen werden konnte. Sein wissenschaftliches Lebenswerk, durchweg wohl vorbedachte und sorgfältig durchgeführte Gelehrtenarbeit, ist von hohem bleibenden Wert.

Schenck war ein ausgezeichneter Lehrer und ein beliebter und geliebter Lehrer. Knappes Hervorheben des Wesentlichen und vorzügliche experimentelle Geschicklichkeit unterstützten seinen klaren, lebhaften, scharfgegliederten Vortrag. Er stellte an die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht geringe Anforderungen. Aber die Schüler erkannten die Wichtigkeit des für ihren künftigen Beruf grundlegenden Faches, dankten es ihm und hielten ihm Treue um Treue. Treue und Freundschaft verbanden ihn auch mit seinen Assistenten und Mitarbeitern in dem Institut, welches er als ein treubesorgter und gütiger Herrscher leitete. Nie wurde er müde, auf noch bessere Vorbildung der jungen Mediziner hinzuwirken und pädagogische Forderungen physiologisch zu begründen.

Was die medizinische Fakultät Schenck zu danken hat, dem wollte sie durch den Kranz, welchen sie an seinem Sarge niederlegte, symbolischen Ausdruck geben: den Lorbeer für die Verdienste, welche er sich um das Leben der Fakultät unablässig und in den schwierigsten Lagen erworben hat durch seinen klugen besonnenen Rat, durch sein mannhaftes Eintreten für ihre Interessen, ihre Rechte, ihre Pflichten: für seine Sach- und Geschäftskenntnis, für seine liebevolle Hingabe; die Palme dem Sieger in manchem Kampf, der auch ihm nicht erspart blieb, und den er stets als Ritter ohne Furcht und Tadel bestanden hat.

Schenck war nichts weniger als eine sich abschließende Gelehrtennatur. Er suchte und fand Berührung und Verkehr auch mit anderen Berufskreisen. Nicht nur zeigte er Verständnis für alle bürgerlichen Fragen, insbesondere auch hinsichtlich der höheren Schulen; sondern er stellte auch seine Zeit und Kraft freudig in den Dienst der Arbeit für das Gemeinwohl. Jahrelang war er als Stadtrat tätiges Mitglied des Magistrats; aber auch sonst wandte er sein Interesse allen Vereinigungen zu, die für nationale Weiterentwicklung wirken, und ganz besonders war er mit Kopf, Herz und Hand bereit für Alles, was die körperliche, geistige und sittliche Kräftigung und Förderung unserer Jugend anging.

Und, da er alles was er gab, mit jener Frische, jener Selbstverständlichkeit, jener Liebenswürdigkeit des Herzens gab, die ihm

alle Herzen gewann, so konnte es nicht fehlen, daß er in allen Kreisen der Bürgerschaft sich einer Beliebtheit erfreute wie selten Einer.

Schenck war bis zuletzt Vorsitzender des Kreiskriegerverbandes. Und als Deutschland seine Söhne unter die Fahnen rief, da konnte es niemanden überraschen, daß auch er, der glühende Patriot, nicht zurückbleiben wollte und begeistert mit hinauszog, zunächst als Bataillonsarzt beim Landsturmbataillon nach Belgien, dann als Chefarzt einer Kriegslazarettabteilung. Wohl waren seine Freunde besorgt, ob seine nicht mehr feste Gesundheit den Anstrengungen und Entbehrungen des Dienstes gewachsen sein würde; aber wer mochte es wohl auf sich nehmen, ihm abzuraten?

Und, als er dann zurückkehrte, weil er, wie er meinte, bis an die Grenze seiner Kraft gegangen war, da mußten wir zu unserm Schmerz sehen, daß er diese Grenze längst überschritten hatte.

Er wehrte sich tapfer gegen die Ueberwältigung durch die Krankheit, ihr zum Trotz nahm er noch einmal seine geliebten Vorlesungen wieder auf, aber es wollte nicht mehr lange gehen.

Und nun, da er befreit ist von den Leiden, die die untergehende Sonne beschatteten, da steigt vor unserem innern Auge das lebensfrische kraftvolle Bild unseres Schenck, wie wir ihn kannten und liebten, wieder auf: Die Frohnatur mit jenem goldnen Optimismus, ohne welche es nun einmal kein freudiges Schaffen gibt; der klare, offene, gerade, unbedingt wahrhaftige Mann, an dem kein Falsch, kein Arg, keine Unnatur war; fröhlich bei der Arbeit, froh bis zur überschäumenden Lustigkeit im trauten Kreis unter Freunden, Kollegen, Kameraden, Studenten; ein treuer Freund, unbedingt vertrauend dem erprobten Freund.

Und dieses Bild wollen wir in uns festhalten. Wir wissen und wir fühlen es, daß nicht alles an ihm sterblich ist. Ueber den Schmerz des Einzelnen wie über den Schmerz der Tausende geht die Welt ihren Gang weiter; verwaiste Lehrstühle werden wieder besetzt werden; der Faden der Wissenschaft, welcher einer müden Hand entglitt, wird von einer anderen aufgenommen und weitergesponnen werden.

Aber wir glauben an die Unvergänglichkeit auch geistiger Kräfte und geistiger Werte — intellektueller wie gemütlicher — schon in unserem Erdendasein. Sein Beispiel wird in denen, die ihm nahestanden, fortwirken; die Saat, die er in die Herzen seiner Kinder gelegt hat, wird Früchte tragen; die Grundlagen, welche zahlreiche Generationen von Aerzten ihm verdanken, und der sittliche Ernst, mit welchem er diese Grundlagen in ihnen verankerte, wird der Menschheit zum Segen gereichen. Aber auch der Sonnenschein, den er um sich verbreitete, wird noch in der Erinnerung erhellend und wärmend uns erfreuen.

Wir aber werden ihm und den Seinen immerdar treue Freundschaft und, wo es sein kann, werktätige Freundschaft bewahren über sein Grab hinaus!"

Franz Tuczek.

Die Medizin im Kriege.

Meine lieben jungen Kollegen! Jäh und unaufhaltsam in deutscher Zähigkeit waren, nach längerer Ruhe, die Divisionen im Vormarsch hinausgestürmt und hatten in ein paar Monaten die Ostfront weit vorwärts geschoben. Und überall hatten sie Verwundete hinterlassen. Die Sanitäts-Kompagnien, die Feldlazarette, die Verwundetentransporte, die ich Tag für Tag in weitem Umkreis besuchte, hatten auf den bodenlos schlechten Wegen, in den armseligen Bauernhütten und Scheunen das Unmenschliche möglich gemacht; ich weilte gern bei ihnen und konnte mit Verwundeten, Aerzten und Pflegepersonal manches Wort, auch über die Anforderungen der Verwundetenversorgung hinaus wechseln.. Da habe ich mehr wie einen begeisterten Schüler unserer alma mater Philippina, mehr wie einen heranreifenden Arzt gesprochen. Und immer waren — neben den großen, uns alle bewegenden Ereignissen — zwei Fragen: das Schicksal unserer geliebten Hochschule und die Entwicklung unserer jugendlichen Zuhörer, die am meisten berührten.

Es kam ein Wendepunkt, der nach fünfzehnmonatiger Feldtätigkeit mich zurückrief. Und in der erdrückenden Arbeitsfülle der Heimat, die neben den zahlreichen vom Krieg diktierten Aufgaben die Bewältigung der nicht verringerten Friedenstätigkeit verlangt, sind die ungeheuren Erinnerungen an draußen zurückgedrängt, fast unterdrückt. Aber wenn die Pfingstglocken erklingen, wenn Feiertagsstimmung einzieht ins deutsche Gemüt, mag sein

Besitzer draußen oder in der Heimat die Ehre und Zukunft des Vaterlandes hochhalten, dann werden sie wieder lebendig, die Gedanken an das Feld, mächtig und sehnsuchtsvoll, und verbinden uns wieder mit den jungen Freunden da draußen. Und wieder sprechen wir von denselben Dingen.

Da liegt es strahlend schön vor unseren Augen, das alte Marburg. Umsäumt von den begrünten Höhen; im Tale gleitet die Lahn zur Ebene hin, die hohen Türme der edlen Elisabeth-Kirche winken herüber. Lustig erheben sich die Terrassen neben der Universität, eng liegen die Stadthäuser zusammen und von grünen Gärten und einem Blütenmeer wie nur je an einem Maientage eingehüllt, ziehen die Villen hinauf bis zu dem grünen Kranze, über dem in erhabener Ruhe das alte Schloß thront, in seiner herben und ewig jungen Schönheit! Und wieder laden die grünen Hecken zum Wandern in Frühlingspracht, die lustigen Hügel, die unabsehbaren Wälder.

Wo seid Ihr zur Zeit mir Ihr Lieben geblieben? Wie ein Traum scheinen uns die Erinnerungen an die Tage, in denen eine alljährlich wachsende Menge von Zuhörern sich zu unseren Füßen drängte. Unser Marburg steht immer noch gut da in seiner Studentenzahl, und doch sieht heute der Kollegsaal der klinischen Vorlesung aus, wie sonst an einem Junimorgen in der stiftungsfest- und faßpartiereichen Hochsaison. Gewiß hat diese Beschränkung ihre Vorzüge in unseren klinischen Semestern: mehr als sonst haben die einzelnen Gelegenheit, die Patienten aus der Nähe zu sehen, mitzuhelfen, jeder einzelne übt die Operation, die sonst vier zusammenmachen konnten. Die Frage der Ueberfüllung ist gelöst. Bald lernt der Dozent alle Hörer persönlich kennen. Aber Ihr werdet schon selbst das Bedenkliche der Sache erkannt haben, daß man nicht schwänzen kann, ohne bemerkt zu werden. Und das umso weniger, als die Zusammensetzung der Hörerschaft ebenfalls verändert ist.

Sonst saß unter den zahlreichen Studenten hier und da eine Dame. Heute überwiegen sie, die Zuhörerschaft teilt sich gewissenhaft in zwei Hälften, oder sie ist ganz weiblich.

Für uns Dozenten hat das alles seine zwei Seiten. Gewiß ist der Fleiß der wenigen Hörer beträchtlich; die Zerstreuungen der Friedenssemester fehlen, die männlichen sind aus dem Felde zurückgekehrt und mit Ernst bestrebt, Lücken auszugleichen; die weiblichen sind fleißig, offenbar schon in ihrer ganzen Studienzeit gewesen. Aber noch legt ein überwiegend weibliches Auditorium dem klinischen Lehrer einen gewissen Zwang auf. Unser Patientenpublikum ist noch nicht so ganz gewöhnt, daß es vor Studierenden beiderlei Geschlechts vorgeführt wird, wenn auch wir Dozenten über diese Frage hinweg sind. Und dann übt die geringe Zahl der Hörer doch wohl gelegentlich auf den Professor einen Eindruck aus. Der akademische Lehrer bedarf jener Anregung, die ihm aus den Augen und Mienen seiner Studierenden kommt, und es ist nicht immer gleichgültig, ob das ein Dutzend oder das Vierfache sind.

Auch der Umstand, daß von den Dozenten mancher ausfällt, weil er im Felde steht, fällt für Schüler und Lehrer schwer ins Gewicht. Die Pflicht, den Unterricht in dem dadurch ausfallenden Stoff gleichsam mit zu übernehmen, ist keine leichte Last. Wie in so vielen Dingen im Kriege, so überwältigt uns auch hier einmal das Gefühl des „Behelfsmäßigen", wo mehr guter Wille ist als wirkliche Leistung.

Noch schwerer als wir haben es unsere jüngeren klinischen Dozenten. Das „tres faciunt collegium" spielt hier seine Rolle. Es verlangt schon Begeisterung, hier die Vorlesung aufrecht zu erhalten.

Sie sehen: auch für uns gilt es durchzuhalten, um unsere Hochschule nach unseren Kräften in unvermindertem Ansehen durch des Krieges Not zu bringen. Die Begeisterung dazu schöpfen wir aus der Erinnerung an unsere alten Schüler und aus der Hoffnung auf eine blühende Zukunft. Gerade für die Lehrer und ihre Helfer an den Kliniken ist die Last der praktischen Arbeit neben ihrer Lehraufgabe sehr groß. Zu den vielen Zivilkranken der Kliniken sind zahlreiche verwundete und kranke Krieger gekommen; die Klinikräume haben nicht ausgereicht, und Sie wür-

den sich wundern, wie wundervolle Krankenräume entstanden sind in den hohen lichten Präparierſälen der Anatomie, die der von Ihnen verehrte Geheimrat Gaſſer — ſelbſt unermüdlich in einem Kriegslazarett im Oſten tätig — zur Verfügung geſtellt hat. Daneben iſt der chirurgiſchen Klinik ein Arbeitszuwachs entſtanden in einer Kriegsbeſchädigten-Abteilung im Reſervelazarett, der Vorläuferin der Krüppelheilanſtalt. Das jetzt ſo reich bearbeitete Feld der Orthopädie iſt damit für die Klinik und für den Unterricht geſichert. Neue Operationsräume ſind erſtanden, und ſo arbeiten und ſchaffen wir, unter der Laſt des Krieges, für die Friedenszeit, in heißem Streben, daß dann, wiederum um manche moderne Hilfsmittel vermehrt, unſere Hochſchule auch auf unſerem Gebiete die alte Zugkraft ausübt. Manche Lehren gab uns der Krieg, in den draußen im Feld, wie hier in der Heimat geſammelten Erfahrungen — und wir werden ſie auch nach Friedensſchluß zu beachten haben.

Und nun komme ich zu Ihnen, meine jungen Kollegen, die ſoweit Sie ſchon ärztlich draußen gearbeitet haben, dieſe Lehren des Krieges ſelbſt in ſich aufgenommen haben. Was bringt Ihnen, perſönlich, der Krieg an innerem Gewinn und Verluſt? Ich habe oft genug draußen die ängſtliche Klage gehört, daß Sie „ſo viel verlernten", ſowohl von ſolchen, die noch mitten im Studium waren, wie von denen, die es ſchon hinter ſich hatten. Manchen habe ich draußen getroffen in einer Stellung, in der er wirklich nichts von Medizin hörte, kliniſche Semeſter waren bei ihrer alten Truppe eingetreten, haben es zum Leutnant gebracht, andere waren in irgend einer Schreiberſtelle. Eine ganze Anzahl nahmen zwar ärztliche Stellen ein, hatten aber ſo wenig zu tun, daß von Medizin kaum die Rede war. Sie machten mehr das Kriegsleben mit, taten darin auch ausgezeichnete von der Truppe geſchätzte Dienſte. Die jüngeren Herren ſind in dankenswerter Weiſe immer mehr in Sanitätsformationen beſchäftigt worden. Sie treten hier ſicher doch in irgend ein Verhältnis zu den Verwundeten und Kranken, lernen oft für die Pflege praktiſch und denken überhaupt an ihre Medizin. Ein anderer Teil iſt überraſchend frühzeitig vor

ärztliche Aufgaben gestellt, hat Verwundete und Kranke behandeln müssen, und oft in schwierigen Lagen. Sie haben hier gelernt, dem Kranken helfend zur Seite zu stehen, und sie sind, wenn mit guter Veranlagung und mit Gewissenhaftigkeit begabt, oft wirklich gute Helfer geworden. Selbständig handeln mußten sie; wenn sie es nicht taten — ein anderer war nicht da.

Sie haben eine Festigkeit gewonnen in der für den Arzt unentbehrlichen Kunst, des Menschen Vertrauen zu erlangen und ihm seine Lage zu erleichtern, die ihnen für das ganze Leben, für ihren Beruf unschätzbar ist. Aber niemand wird sich darüber täuschen, daß all das das ärztliche Wissen nicht ersetzen kann. Daß es viel Mühe und Arbeit kostet, sich das nötige *Wissen* fest anzueignen, auf dem allein das ärztliche *Können* sicher begründet ist, und daß wir, um uns das zu erhalten, immer neue Repetition nötig haben, darüber kann kein Zweifel bestehen. Große Lücken darin füllen sich nicht in der Tätigkeit des praktischen Arztes aus. Ich glaube nicht, daß kurze Kurse diesen Mangel ersetzen können; noch weniger kann man sich darüber hinwegtäuschen durch Anrechnung von im Sanitätsdienst durchlebten Semestern. Niemand wird, wenn ihm das gelingen sollte, später die furchtbaren Mängel in seinem Wissen stärker empfinden, als der Arzt selbst. Zu meiner großen Freude habe ich erlebt, daß solche Studierende sagten: Ich habe zu viel verlernt, ich gebe ein Semester zu, um nachzuholen, ehe es zu spät ist. Und ich hoffe zum Besten der Studierenden, daß dieser Geist der vorherrschende sein wird.

Wer versucht, einen augenblicklichen äußerlichen Vorteil zu erringen auf Kosten wahren Könnens, der handelt dem Geist zuwider, den uns dieser Krieg lehrt. Von allem Erleben im Felde war wohl die Erkenntnis am schönsten, *wie die Wertschätzung äußerer materieller Güter zerstob und wie die ideellen Werte allein blieben.* Gewiß war das vor dem Kriege in weitem Maße anders, auch bei unserer Jugend. Da draußen aber, da erkannte man, was wirklich Wert hatte: Die Idee, das Vaterland, die Pflicht, Menschentugenden! Was uns sonst gehörte, an Besitz, das verlor seinen

Wert. Ja die Zeit, die Stunden, Tage, Monate — die werden unwesentlich, wenn es gilt, etwas wahrhaft Erstrebenswertes erringen —, und es entspricht der Jugend, daß bei ihr am klarsten erkennbar auch der Wert des eigenen Lebens völlig verschwand. In Polen sah ich einen jungen Unterarzt mit einem nicht unbedenklichen Schrapnellschuß am Knie. Als seine Truppe im Gefecht war, hatte er ganz schüchtern den Offizier gefragt, ob es auch erlaubt sei, daß er dazwischen hin und her laufe, um den Verwundeten zu helfen. Solche Beispiele haben wir seitdem in vielfacher Wiederholung gehabt.

Möchte dieser Geist für alle, die aus dem Felde heimkehren, der größte Gewinn sein. Möchte die akademische Jugend nie vergessen, daß das Beste, was ihr die Hochschule gibt, der Drang zur Wahrheit ist, der unbeirrt durch äußeren Schein, das Echte vom Falschen sondert!

F. König.

Die Chemie im Kriege.

Wenn es mir vergönnt ist, den im Felde stehenden Marburger Kommilitonen und den früheren Schülern aus den unter dem Drucke des Krieges verödeten Arbeitsräumen des hiesigen pharmaz. chemischen Instituts auch an dieser Stelle einen herzlichen Gruß zu senden, so muß mich dies als alten akademischen Lehrer umsomehr mit Freude erfüllen, als hierdurch in diesen ernsten Tagen die Erinnerung an die schöne Zeit neu belebt wird, wo sonst im Monat Mai in der alten, von prächtigem Buchengrün umrahmten Musenstadt Marburg Lehrer und Schüler in friedlichem Wettbewerb fröhlich ihren Studien oblagen. Es muß jedoch auch weiter hierbei der Wunsch und die Hoffnung besonders lebhaft zur Geltung kommen, unsere Kommilitonen heil an Körper und an Geist nach einem ruhmreichen, für lange Zeit gesicherten Frieden bald nach dem schönen Hessenland zurückkehren zu sehen, um die durch den uns aufgezwungenen mörderischen Krieg so jäh unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen und hierdurch auch uns Lehrern Gelegenheit zu geben, unseren Dank durch weitgehende Unterstützung jedes Einzelnen in Rat und Tat fördernd zum Ausdruck zu bringen. Im Verein mit den für die Kriegsteilnehmer allseitig in Aussicht genommenen Wiederholungskursen dürfte es dann wohl auch gelingen, dieselben bald wieder auf den früheren Stand ihres Wissens und Könnens zu bringen.

Welchen Einfluß der gegenwärtige Weltkrieg auf die Wissenschaft an sich ausgeübt hat, wird sich, ebenso wie der Umfang der

Dienste, welche dieselbe in dessen siegreichem Verlauf dem Vaterlande leistete, erst nach Friedensschluß genau bemessen lassen. Der Wunsch jedoch, den im Felde stehenden jungen und alten Studenten und Freunden Marburgs schon jetzt, soweit es die Chemie betrifft, einen kleinen Einblick in diese Verhältnisse zu verschaffen, mag daher das Fragmentarische der nachstehenden kurzen Darlegungen entschuldigen.

Die Erbitterung, mit welcher der z. Zt. tobende Weltkrieg ausgefochten wird und das Bestreben unserer zahlreichen Feinde, Deutschland mit den verwerflichsten Mitteln niederzuringen und zu zerschmettern, hat zu Erscheinungen geführt, die nach meiner Erinnerung in dem Feldzug 1870/71 und wohl auch in jedem anderen Kriege in diesem Umfange und in dieser Schärfe unbekannt waren. Nicht nur, daß unsere Feinde mit allen nur denkbaren Mitteln versuchen, uns und unsere Verbündeten auf dem Schlachtfelde zu schlagen, nein, man hat auch den Krieg auf das wirtschaftliche und industrielle Gebiet übertragen, allerdings bisher mit demselben Mißerfolg wie im offenen Kampfe. Ganz besonders macht sich diese wirtschaftliche Niederlage unserer Feinde auf dem chemischen und pharmazeutischen Gebiete bemerkbar. Hat doch der Verlauf des Krieges in einwandfreier Weise gelehrt, daß die deutsche Industrie, besonders auf den Gebieten der organischen Chemie und der Pharmazie, der unserer Feinde weit überlegen ist.

Der von unseren Feinden entworfene wirtschaftliche Aushungerungsplan dürfte dank der weisen Maßnahmen unserer Regierung wohl als gescheitert zu betrachten sein. Der wirtschaftlich gegen uns gerichtete Spieß hat sich zum Teil sogar umgedreht, indem mit dem Beginn des Krieges eine gewisse Aushungerung unserer Feinde an Farbstoffen, Chemikalien und Arzneimitteln durch das naturgemäße Aufhören der Einfuhr dieser Erzeugnisse aus Deutschland selbsttätig einsetzte, ein Zustand, der sich im Verlauf des Feldzuges zu einem immer größer werdenden Notstande entwickelte.

Wie groß die Abhängigkeit unserer Feinde in den gedachten wichtigen Produkten ist, lehrt die Statistik des Jahres 1913, in

welchem die Ausfuhr an chemischen und pharmazeutischen Erzeugnissen, Farben und Farbwaren nach England den Wert von 111 Millionen Mark überstieg, während die Einfuhr hiervon nach Deutschland nur den Wert von 24 Millionen Mark erreichte. Auch Frankreich war vor dem Kriege genötigt, 80 Prozent aller chemischen und pharmazeutischen Erzeugnisse aus Deutschland zu beziehen. Nicht besser lagen die Verhältnisse in Italien und Rußland, da 1913 in ersterem die Einfuhr von chemischen Produkten den Wert von 100 Millionen Lire überstieg, woran Deutschland mit mehr als der Hälfte beteiligt war, in letzterem sich die Einfuhr in dem gleichen Jahre auf 61 Millionen Rubel belief, wovon ebenfalls ein sehr hoher Betrag auf Deutschland entfiel.

Deutschlands Ausfuhrverlust, der zum Teil durch stärkeren Inlandskonsum ausgeglichen wird, kann jedoch nicht direkt als ein Gewinn der feindlichen Staaten betrachtet werden, wie die Presse derselben dem Volke einzureden versucht, da ein Ersatz dieser unentbehrlichen Einfuhrprodukte durch die Produktion im eigenen Lande bisher nur in höchst bescheidenem Maße, zumeist sogar überhaupt nicht, möglich war.

Einen Maßstab für die Größe des durch das Ausbleiben der deutschen chemischen und pharmazeutischen Erzeugnisse verursachten Mangels bietet die enorme Preissteigerung, welche dieselben während des Krieges bereits erfahren haben und noch immer weiter erfahren ,indem z. B. künstlicher Indigo kaum für den 5—10fachen, Karbolsäure, Salizylsäure, Aspirin, Phenacetin, Antipyrin, Bromkalium und viele andere Chemikalien und Arzneimittel kaum zu dem 10—20fachen, Salvarsan sogar nicht zum 100fachen des normalen Preises in bescheidener Menge erhältlich ist.

Die Beseitigung der Not, welche das Fehlen der deutschen chemischen und pharmazeutischen Erzeugnisse in den feindlichen Staaten herbeigeführt hat, bildete in England wiederholt Gegenstand eingehender Beratungen, sowohl im Parlament als auch in der Royal Society und in Kommissionen, die aus den hervorragendsten Professoren und Industriellen gebildet waren. Als be-

merkenswertes Resultat dieser Verhandlungen ergab sich die Tatsache, daß in England keine Industrie vorhanden ist, welche durch die kriegerischen Maßnahmen Deutschlands härter getroffen wird, als die Farbenindustrie, von welcher allein der Produktionswert der in Deutschland hergestellten künstlichen Teerfarbstoffe 250 Millionen Mark übersteigt. Auch in Frankreich und in Italien, sowie auch in Rußland hat es nicht an großen Anstrengungen gefehlt, um diese schwierige Lage nach Möglichkeit zu beseitigen. Die Erfolge und Leistungen der im weiteren Verfolg dieser Bestrebungen ins Leben gerufenen Fabriken und Gesellschaften sind jedoch trotz der zur Verfügung stehenden großen Kapitalien bisher, besonders in Rußland, noch sehr kümmerlicher Natur. Klagt doch die russische Heeresverwaltung, daß die einheimische Industrie noch nicht einmal imstande sei, ein einigermaßen brauchbares Chloroform herzustellen, das Ministerium, daß die russische Goldgewinnung zum Stillstand kommen mußte, da die russische Industrie außer Stande ist, das bisher aus Deutschland bezogene, zur Extraktion erforderliche Cyankalium zu liefern.

Dieser Mißerfolg in den Konkurrenzbestrebungen unserer Feinde kann nicht überraschen. Zunächst fehlt es zum Teil hierbei an dem erforderlichen Rohmaterial und an zweckentsprechenden maschinellen Einrichtungen, ja sogar in Italien und Rußland an Kohlen zum Betrieb dieser Fabriken. Das sind jedoch nur äußere Schwierigkeiten, die sich vielleicht beseitigen ließen. Die Hauptschwierigkeit liegt indessen auf einem ganz anderen Gebiete. Es fehlt die Grundlage, auf welcher sich die deutsche chemische Industrie aus kleinen Anfängen aufgebaut und der dieselbe in erster Linie ihr Blühen und ihre weltbeherrschende Stellung verdankt: das harmonische Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Kapital. Es fehlt der chemischen Industrie unserer Feinde die Armee von wissenschaftlich geschulten und erfinderisch denkenden, in steter enger Fühlung mit der Wissenschaft in der chemischen Industrie arbeitenden Chemikern. Eine solche, nach vielen Tausenden zählende Armee von wissenschaftlichen Kräften, über welche Deutschland und kein anderes Land verfügt, läßt sich durch kein Rekrutierungs-

system in kurzer Zeit beschaffen, hierzu bedarf es nach deutschem Vorbild einer, sich über Jahrzehnte erstreckenden, zielbewußten wissenschaftlichen Arbeit und Erziehung.

In den Verhandlungen und Beratungen, welche in England und Frankreich über die Mittel zur Beseitigung der derzeitigen, durch den Mangel an chemischen und pharmazeutischen Produkten, sowie vor allem an Farbstoffen geschaffenen Notlage geführt sind, ist als Hauptursache derselben und des Mißerfolgs zu deren Beseitigung auch dieser gänzliche Mangel des Zusammenarbeitens von Wissenschaft und Kapital erkannt und offen ausgesprochen worden.

Auch in Frankreich mußte man sich bequemen, offen einzugestehen, daß dort die chemische Industrie noch um 60 Jahre gegen die deutsche zurück sei, und daß in Folge dessen französische Aerzte und Patienten viel mehr Vertrauen zu deutschen Arzneimitteln haben, als zu den französischen.

Wenn in England und in Frankreich die Verhältnisse auf dem chemisch-pharmazeutischen Industriegebiete derartig ungünstig liegen, so kann es nicht überraschen, wenn aus Italien und Rußland die Kunde kommt, daß bei großen Arzneimittellieferungen an die Truppen die Medikamente von den betreffenden wirksamen Stoffen gar nichts oder doch nur herzlich wenig enthielten.

Als ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit und zugleich als eine ernste Mahnung für die künftige Wahrung deutscher geistiger Güter ist es zu erachten, daß es erst eines mörderischen Weltkrieges bedurfte, um das hochmütige England zu der so naheliegenden Einsicht und dem offenen Bekenntnis zu veranlassen, daß der erfolgreiche Betrieb der modernen Industrie nicht von der Höhe des verfügbaren Kapitals allein abhängt, sondern daß zugleich auch eine wissenschaftliche Grundlage und eine ständige Mitwirkung wissenschaftlicher Forschung hierzu unbedingt erforderlich ist.

Die stetig wachsende Notlage, in welche unsere Feinde durch das Fehlen der mannigfachen Erzeugnisse der deutschen chemischen und pharmazeutischen Industrie versetzt sind, läßt indirekt den

Nutzen bemessen, welche diese wertvollen Produkte deutschen Fleißes, deutscher Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit unserem Vaterlande, dem dieselben in unbeschränkter Menge zur Verfügung stehen, tagtäglich stiften. Wenn wir mit Freude und Genugtuung vernehmen, daß mehr als 80 Proz. unserer Kriegsverwundeten heil an die Front zurückkehren können, um mit neuem Mut den Feind zu bekämpfen, so sind diese glänzenden Heilerfolge in erster Linie der aufopfernden Tätigkeit unserer vortrefflichen Aerzte, speziell unserer Chirurgen, im Verein mit der wohlorganisierten Krankenpflege zu verdanken, jedoch dürften hierzu, wenn auch nur in bescheidenerem Umfange, auch die Anästetika, Verband- und Desinfektionsstoffe, sowie die sonstigen Heilmittel, welche die chemische und pharmazeutische Industrie in unbeschränkter Menge und in mustergültiger Form lieferte, beigetragen haben.

Es sei hierbei auch an die ungemein erfolgreiche, während des Krieges in besonders großem Umfange entfaltete Tätigkeit der Marburger Behring-Werke erinnert, welche in dieser schweren Zeit mehr als 1 Million Schutzdosen Tetanusserum, sowie mehr als ½ Million Schutzdosen Cholera- und Typhusimpfstoff für die Heeresverwaltung darstellten, um vorbeugend unsere Feldgrauen durch Impfung gegen die gefährlichen Feinde, den Wundstarrkrampf, den Typhus und die Cholera zu schützen.

Die chemische Synthese, welche bereits vor dem Kriege durch den Aufbau zahlreicher, durch besondere Wirksamkeit ausgezeichneter Arzneimittel, sowie durch die künstliche Darstellung des Indigos, des Alizarins und anderer, für die Textilindustrie unentbehrlicher Farbstoffe, eine hervorragende Rolle spielte, mußte in dem Maße, wie einzelne, für die Darstellung von Arzneimitteln verwendete, dem Auslande entstammende Drogen und sonstige Rohstoffe im Verlauf des Krieges anfingen knapp zu werden, noch eine wesentliche Erweiterung erfahren. Es mußte versucht werden, mangelnde Naturprodukte durch entsprechende, künstlich, synthetisch dargestellte Stoffe zu ersetzen. Der Erfolg ist diesen, mit einem ungewöhnlichen Aufwand von Scharfsinn, experimenteller Geschicklichkeit und Geduld ausgeführten Arbeiten nicht vorent-

halten geblieben, wie die vielen wichtigen Arzneimittel und technischen Produkte, welche in Deutschland jetzt durch synthetischen Aufbau in großem Umfange dargestellt werden, zur Genüge beweisen.

Die Tätigkeit, welche die Chemie während des Krieges auf dem Gebiete der Farbstoffe und der Arzneimittel entfaltet hat, bildet jedoch nur einen Bruchteil ihres ersprießlichen Schaffens. In dem Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen von den sonstigen chemischen Erzeugnissen die ihrer friedlichen Verwendung entrückten Vernichtungsmittel des modernen Krieges, die giftigen Gase und die Explosivstoffe, unter denen die Pikrinsäure und verwandte Stoffe, vor allem aber das von Alfred Nobel, dem Stifter der großen Friedenspreise, entdeckte Nitroglycerin, in Form des Dynamits und noch mehr der Sprenggelatine, eine besonders hervorragende Rolle spielt. Die Herstellung dieser z. Z. verwendeten enormen Mengen von Sprengstoffen erfordert jedoch eine entsprechende Menge von starker Salpetersäure, einer Verbindung, die bis vor wenigen Jahren ausschließlich aus dem Chilisalpeter technisch gewonnen wurde. Durch die allmählich eintretende Erschöpfung der südamerikanischen Salpeterlager und den stetig wachsenden Bedarf an diesem, 1913 noch in einer Menge von 750 000 Tonnen (à 1000 kg) in Deutschland eingeführten Materiale, war die Industrie genötigt, sich nach einem anderen, für die Salpetersäurefabrikation geeigneten Stoffe umzusehen. Als solcher konnte, namentlich als mit Ausbruch des Krieges die Einfuhr von Chilisalpeter nahezu zum Stillstand gelangte, nur die atmosphärische Luft in betracht kommen, welche neben 28,7 Vol. Proz. Sauerstoff etwa 78,2 Vol. Proz. Stickstoff enthält, als solche nahezu unerschöpflich ist und vorläufig nichts kostet. Das Problem der technischen Vereinigung dieser beiden elementaren Gase zu Stickoxyd und die Umwandlung letzterer Verbindung in Salpetersäure ist zuerst in bündiger Weise von Birkeland und Eyde in Norwegen gelöst und später besonders durch verschiedene deutsche Fabriken derartig ausgebaut und vervollkommnet worden, daß von einem Mangel an Salpetersäure für gedachte

Zwecke auch jetzt nicht die Rede sein kann, ja sogar die Möglichkeit gegeben ist, einen Teil dieser Luftsalpetersäure nach Sättigung mit Kalk, der Landwirtschaft als Ersatz des Chilisalpeters zu überlassen.

Die Vereinigung des chemisch indifferenten Stickstoffes mit Sauerstoff zu Stickoxyd wird nach Birkeland und Eyde durch einen unter einer Spannung von 5000 Volt und mehr erzeugten elektrischen Lichtbogen bewirkt, dem durch die abstoßende Wirkung eines starken Elektromagneten eine große, scheibenförmige Oberfläche erteilt wird. Die aus diesen Öfen wieder austretende, etwa 2 Proz. Stickoxyd enthaltende Luft liefert etwa 100 g reine Salpetersäure pro Kilowattstunde.

Der nach dem Verfahren von Birkeland und Eyde dargestellte und bisher der Landwirtschaft gelieferte Luftsalpeter (Calciumnitrat) bildet jedoch nur einen sehr bescheidenen Teil der stickstoffhaltigen Düngemittel, welcher dieselbe gerade jetzt zur Erhöhung der Ernteerträge durch rationelle Düngung im Interesse der Volksernährung bedarf. Steht dem Landwirt auch Phosphorsäure durch unsere hochentwickelte Eisenindustrie in Gestalt von Thomasschlacken, sowie Kalisalz durch unsere reichen Salzlager in großer Menge zur Verfügung, so mangelt doch der assimilierbare Stickstoff durch das Fehlen des Chilisalpeters und Guanos, sowie durch das Unzureichende an Ammoniumsulfat, welches die Waschwässer der Leuchtgasfabriken und der Kokereien liefern. Auch hier ist die Luft, das unerschöpfliche Reservoir an elementarem Stickstoff, helfend eingetreten.

Es ist F. Haber gelungen, Stickstoff und Wasserstoff bei 550 Grad und einem Druck von 150—250 Atmosphären bei Gegenwart eines Katalysators (fein verteiltem Eisen, Vanadin, Mangan usw.) direkt zu Ammoniak zu verbinden. An verschiedenen Orten des Deutschen Reiches wird in großen Stickstoffwerken nach diesem oder nach ähnlichen Verfahren Ammoniak bez. Ammoniumsulfat bereits in großem Umfange dargestellt. Andere große Ammoniakfabriken sind im Bau.

Als eine weitere wertvolle Quelle assimilierbaren Stickstoffs ist für die Landwirtschaft der an Düngewert dem Ammoniumsulfat nur wenig nachstehende Kalkstickstoff (Calciumcyanamid) zu erachten, welcher nach Frank und Caro durch Einwirkung von Luftstickstoff auf Calciumcarbid bei etwa 1000 Grad erhalten wird.

Wenn es somit der Chemie auf verschiedene Weise gelungen ist, durch Ueberführung des Luftstickstoffs in Verbindungen, die eine direkte Assimilation desselben durch die Pflanze gestatten, der Landwirtschaft hochwertige Düngemittel zu liefern und derselben hierdurch die Möglichkeit zur Erzielung reicher Ernten an Brotgetreide, Kartoffeln, Zuckerrüben usw. zu geben, so dürfte die Richtigkeit des Satzes „der Mensch kann nicht von der Luft leben" jetzt zum mindesten in Frage gestellt sein.

Der für die Ammoniaksynthese und für die Gewinnung des Kalkstickstoffs erforderliche reine elementare Stickstoff wird durch fraktionierte Destillation der nach dem Verfahren von Linde verflüssigten Luft gewonnen, wobei zuerst der Stickstoff, dessen Siedepunkt etwa 12 Grad niedriger liegt als der des Sauerstoffes, entweicht. Auch die Rauchgase der Dampfkesselfeuerungen werden hierzu, unter gleichzeitiger Gewinnung von Kohlensäure, die verflüssigt wird, angewendet.

Mindestens gleichwertig mit der Stickstoffversorgung der Pflanze muß jedoch in der jetzigen Zeit auch die direkte Stickstoffernährung des Menschen in Frage kommen. Da für letzteren in erster Linie das Fleisch in Betracht kommt, so muß zur Erhaltung und Vermehrung der einheimischen Viehbestände auch ein Ersatz für die hierzu unentbehrlichen, bisher meist aus dem Auslande bezogenen Kraftfuttermittel gefunden werden. Dieses Problem ist in gewissem Umfange durch die Delbrück'sche Massenproduktion besonders eiweißreicher Hefe in Nährlösungen, welche nur Zucker und Ammoniumsulfat enthalten, gelöst worden. Durch diese Futterhefeanlagen, von denen 10 bereits in größerem Umfange in Betrieb sind, wird nicht nur ein sehr stickstoffreiches Kraftfutter für das Vieh, sondern direkt auch ein Material zur Herstellung von

sogenanntem Pflanzenfleischextrakt für die Ernährung der Menschen geschaffen. Zu dieser Eiweißhefe hat sich die Lindner'sche Fetthefe gesellt, ein Pilz (keine eigentliche Hefe), welcher in Melasse oder auf Rüben gezüchtet, neben einem hohen Eiweißgehalt auch einen Fettgehalt bis zu 60 Proz. der Trockensubstanz aufweist, also bei der in Aussicht genommenen Massenproduktion nicht nur zur Ernährung, sondern in der jetzigen fettknappen Zeit auch zur Gewinnung von Fett für die Darstellung von Glycerin und Seife Verwendung finden kann. Dem letzteren Zwecke dient auch der Kanalschlamm und die bisher unverwendbaren übelriechenden Trane und sonstigen, früher unbeachtet gebliebenen Fette, welche durch die moderne Fetthärtungsmethode der Behandlung mit Wasserstoff bei Gegenwart von fein verteiltem Nickel hierzu brauchbar gemacht werden können.

Die Beschränktheit des Raumes verbietet an dieser Stelle weitere Erörterungen über die Tätigkeit der Chemie im Kriege, wie über die Darstellung der Salpetersäure durch katalytische Oxydation von synthetisch gewonnenem Ammoniak durch Luftsauerstoff, ein Verfahren, durch welches in der jetzigen Kriegszeit, im Verein mit dem Verfahren von Birkeland und Eyde der Bedarf an starker Salpetersäure und an Nitraten gedeckt wird, über die für die Kriegstechnik wichtige Gewinnung von Glycerin und von Aceton aus Zucker, sowie über manches Andere mehr. Immerhin werden die vorstehenden kurzen Darlegungen genügen, um zu erkennen, in welchem Umfange die Chemie durch den Krieg zu erhöhter produktiver und erfinderischer Tätigkeit angeregt worden ist, in welcher sie bestrebt war, sowohl synthetisch aufbauend, als auch scheinbar Wertloses verwertend, die entstandenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach Möglichkeit zu beseitigen.

Mai 1916.

Ernst Schmidt.

„Deutschland, Deutschland über Alles".

Es war einige Jahre vor dem großen Kriege, als ich einmal einen jungen Engländer unser „Deutschland, Deutschland über Alles" als das Bekenntnis deutschen Weltherrschaftsgelüstes mit gekränktem britischen Nationalstolz beurteilen hörte. Ich belustigte mich über die mangelhafte Sprachkenntnis, die das „über Alles in der Welt" als das Oberkommando über die ganze Welt verstand; aber die Sache hatte doch einen ernsteren Grund als ich ahnte. Was ich damals für das Mißverständnis eines Einzelnen hielt, das hat der Weltkrieg als ein Kennzeichen jenes allgemeinen Mißverstehens enthüllt, das unsere Feinde so meisterlich wider Deutschland als den europäischen Störenfried auszunutzen wissen. Nun wäre es ja vergebliches Bemühen, Leute belehren zu wollen, für die unser Vaterlandslied neben Treitschke und Bernhardi zum eisernen Bestand der Zeugnisse für unsere Gemeingefährlichkeit gehört, während sie ihr „Rule Britannia" im wohltuenden Gefühl des selbstlosen Weltbeglückers singen. Aber Beachtung verdient es doch, daß auch neutrale Ausländer, die den ernsten Willen haben, uns gerecht zu werden, ja selbst solche, die mit allem Nachdruck für uns eintreten, vielfach nicht das rechte Verständnis für den Geist des „Liedes der Deutschen" haben. Es ist doch bedauerlich zu lesen, daß der schwedische Graf Birger Mörner, der sich im vorigen Jahre an der türkischen Front einen hohen Begriff von deutscher Tüchtigkeit erworben hat, das von deutschen Soldaten gesungene „Deutschland, Deutschland über Alles" eine „lärmende Prahlerei" nennt, und man kann sich über solche Mißdeutung kaum noch wundern, wenn man sieht, wie ein Amerikaner in bester

Absicht die Verse übersetzt: Deutschland, Deutschland, first of nations over All in this wide world und die Wiederholung. D. D. first of nations, first of all in this wide Globe. Was für uns Deutsche der Ausdruck persönlichster Wertschätzung des Vaterlandes als des Teuersten auf der Welt ist, wird dort zur Behauptung eines Rangunterschieds zwischen unserer Nation und allen andern, die uns selber den Stimmungswert der Verse verdirbt, dem Ausländer eine ruhmredige Herausforderung erscheint und den praktisch denkenden Engländer seine politischen Folgerungen daraus ziehen läßt. Solches Mißverständnis wird sachlich nur dadurch möglich, daß man den Zusammenhang und den Ursprung des Liedes außer Acht läßt und das, was der patriotische Freiheitssänger im Jahre 1841 gedichtet hat, aus politischen Stimmungen und Verstimmungen der Gegenwart heraus beurteilt.

Was Hoffmann von Fallersleben wie alle Patrioten damals aufs lebhafteste bewegte, war das heiße Verlangen nach der deutschen Einigung und einer freiheitlichen Verfassung. Beides schien im Jahre 1840 durch Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung in verheißungsvolle Nähe gerückt. Und unmittelbar hinterher war die französische Herausforderung, der Schrei nach dem Rhein erklungen, der wie eine Fanfare die Deutschen zum Zusammenschluß rief und in Beckers Rheinlied und Schneckenburgers „Wacht am Rhein" sein deutsches Echo fand. Als Hoffmann in den letzten Augustwochen des nächsten Jahres auf dem „englischen" Helgoland weilte, brachte ihm ein Besuch der Insel durch eine Vereinigung deutscher Landsleute Tage voll anregenden politischen Meinungs- und Stimmungsaustausches. Bei gemeinsamen Festmahlen am 21. und 22. August ließ man vaterländische Begeisterung, vaterländische Hoffnungen und auch politische Satire in Tischreden reichlich ausströmen, deren Gegenstände Hoffmann in „Mein Leben" aufgezeichnet hat. Als geschickter Improvisator und Tafelredner war Hoffmann dabei recht in seinem Element. Nach der Abreise der Landsleute aber folgten Tage stiller dichterischer Einkehr, welche die schnell verrauschten Eingebungen des Augenblicks zum Bleibenden gestalteten. „Das Wetter war schön",

so schreibt er, „schöner noch die Erinnerung an diese lieben Leute in ihrem schlichten treuherzigen Wesen." Nun ist ihm Helgoland wie verwaist. „Wenn ich dann so einsam wandelte auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zu Mute, ich mußte dichten und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied „Deutschland, Deutschland über Alles!", den 27. . . . „Der guten Sache" und „Lied der Unfähigen".

Es waren die seelischen Schwingungen der vorangegangenen Tage, die da zu Tönen wurden. „Der guten Sache" hatte der erste, den „Unfähigen" der von Hoffmann selbst ausgebrachte letzte Trinkspruch am 21. gegolten. Ein Hoch „auf das einige Deutschland" aber hatte am 22. die Reihe eröfnet. Und nichts anderes als dessen volles poetisches Ausklingen aus der Seele des Dichters ist sein „Deutschland, Deutschland über Alles". In diesem Liede finden die politischen Grundstimmungen jener Zeit und jener Tage ihren innigen und starken Ausdruck. Der Einigungsgedanke beherrscht das Ganze; von ihm, dem brüderlichen Zusammenhalten zu Schutz und Trutze wird die höchste Wertschätzung des Vaterlandes abhängig gemacht, und hier klingt auch die zuversichtliche Trutzstimmung der Rheinlieder hinein. Hoffmanns gewiegter Verleger Campe hatte die richtige Witterung, als er beim ersten Lesen sagte: „wenn's einschlägt, kann's ein Rheinlied werden." Die Verbindung des Einheitsideals mit der freien Verfassung aber feiert mit dem Motto „Einigkeit und Recht und Freiheit" die letzte Strophe als höchste Gewähr für das Glück des Vaterlandes. — Und ein Nachhall jener stimmungsvollen Augusttage ist auch die Verherrlichung der ethischen und Gemütswerte deutschen Lebens, welche die zweite Strophe zwischen die der staatlichen Ideale einlegt. Auch „auf die deutschen Frauen" hatte am 21. der Dichter im Kreise seiner „treuherzigen" Landsleute beim Becherklang gesprochen, und „deutsche Frauen, deutsche Treue, deutschen Wein und deutschen Sang" preist nun sein Lied. Aber auch Erinnerungen an eine alte deutsche Weise hat das Frauenlob bei dem germanistischen Pro-

fessor ausgelöst, der vor kurzem im ersten Teil seiner „unpolitischen Lieder" einige freie Nachdichtungen von Gesängen Walthers von der Vogelweide gebracht hatte.

Von der Maaß bis an die Memel
von der Etsch bis an den Belt
Deutschland, Deutschland über Alles,
über Alles in der Welt.

Von der Elbe unz an den Rin
und herwider unz an Ungerlant
so mugen wol die besten sin
die ich in der welte hân erkant.

Die deutschen Frauen sind es, denen Walther in erster Linie dieses Lob spendet, und das Lob der deutschen Frauen folgt bei Hoffmann an erster Stelle den entsprechenden Versen. Er schätzte das Preislied des alten Meisters ganz besonders. Mit Simrocks Uebersetzung und dessen Ueberschrift „Deutschlands Ehre" nahm er es um dieselbe Zeit in den 2. Teil seiner Unpolitischen Gedichte, dann im Jahre 1843 an erster Stelle in die Politischen Gedichte aus der deutschen Vorzeit auf. Simrock aber empfand die Verwandtschaft des Waltherschen Liedes mit Hoffmanns „Lied der Deutschen" so lebhaft, daß er in der mittelhochdeutschen Waltherausgabe seine frühere Ueberschrift ersetzte durch die auch von Wilmanns nachher gewählte Aufschrift „Deutschland über Alles"! Die Ansicht von den überheblichen und gemeingefährlichen Vorstellungen und Zielen, welche die Deutschen mit diesen Worten verbinden sollen, erscheint hier in ihrer ganzen Lächerlichkeit.

Hoffmanns Zeitgenossen empfanden in seinem „Lied der Deutschen" vor allem den Ausdruck ihrer Wünsche für die innere Politik des Vaterlandes. In diesem Sinne wurde es am 3. Okt. in Hamburg bei einer Begrüßungsansprache an Karl Theodor Welcker, „den nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des Volkes insbesondere für Preßfreiheit" feierlich eingeweiht, nachdem es von zwei Sängerchören zur Einleitung der politischen Huldigung zum erstenmal öffentlich gesungen worden war. Die Voraussage des Redners, daß diese Weihe es bald durch alle deutschen Lande tragen werde, ging, was die Verbreitung anbetraf, in Erfüllung; deren Grund aber war doch, daß es der deutschen Vaterlandsliebe und ihrem Verlangen nach Einigung und Freiheit die rechten Worte lieh. Und so wurde es im Jahre 1870,

als die Zeit der Erfüllung gekommen war, der Hochgesang vom geeinigten Deutschland. Als solchen haben wir es damals auch in Frankreich gesungen, während zu unserm eigentlichen Kriegslied die plötzlich aller Orten emporgetauchte „Wacht am Rhein" wurde.

Und wiederum in neuem Sinne konnte man es anstimmen als das Lied von deutscher Einigkeit, als im Sommer 1914 die Anschläge unserer Feinde auf unser Vaterland statt der erhofften Zerstörung seiner Einheit nun vielmehr auch alle politischen Parteien unter dem Wahlspruch „das Vaterland über den Parteien" zum brüderlichen Zusammenhalten zu Schutz und Trutze vereinigte. So zogen unsere Truppen wieder hinaus und sangen ihr „Deutschland über Alles". Nicht als „lärmende Prahlerei". Die überlassen wir unsern Feinden. Die Deutschen sind mehr für die Taten. Und durch solche haben sie ihr Lied besiegelt in den blutigen Oktobertagen an der Yser, als unsere jungen Kriegsfreiwilligen mit ihrem „Deutschland, Deutschland über Alles" auf den Feind stürmten. Als Erkennungszeichen der deutschen Truppen in dem wilden Durcheinander des Kampfes wurde es in ungeahnter Bedeutung das „Lied der Deutschen", und als letztes Bekenntnis und Gelöbnis hingebender Liebe zum Vaterlande aus dem Munde jugendlicher Blutzeugen des Deutschtums erhielt es eine neue und die höchste Weihe.

In diesem Sinne soll es auch uns Daheimgebliebenen ein heiliges Vermächtnis sein. Und wenn nach so langer Kriegsdauer der Geist der großen Augusttage uns zu verlassen droht, wenn wieder Parteiinteressen politischer und anderer Art auf Kosten der vaterländischen sich breit machen wollen, wenn bald brutale Ichsucht, bald kleinliche Befangenheit in den Sorgen des Tages an Stelle der Hingabe an das bedrohte Vaterland treten, dann sollen wir jener jungen Helden gedenken, die ihr blühendes Leben opferten, weil ihnen das Vaterland über Alles ging, und als ernste Gewissensmahnung klinge uns ihr letztes Lied:

„Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!"

F. Vogt.

Zur Frage nach dem Wesen des Lebens.

Eine biologische Betrachtung.

Zum zweiten Mal jährt sich binnen Kurzem der Tag, an dem beim Kriegsausbruch die meisten unserer lieben Kommilitonen die Universität verließen, um in den Heeresdienst einzutreten und gegen den Feind ins Feld zu ziehen. Daß Sie uns, die wir hier zurückbleiben mußten, und Ihr altes Marburg nicht vergaßen, zeigten die vielen zu uns gelangten Grüße. Vielleicht lenken sich an dem Tage, für welchen dieser an Sie gerichtete Gruß bestimmt ist, die Gedanken Mancher von Ihnen nach beinahe zweijähriger Kriegszeit zurück in die alte friedliche Musenstadt. Trat doch bei uns an diesem Tage mehr noch als sonst studentisches Leben auch nach außen hervor; mit fröhlichem Liederklang erfüllte es die engen Gassen und ließ sie des Abends vom hellen Fackelschein erstrahlen. In vollen Schlägen pulsierte es an diesem dem Gedenken der machtvollsten Persönlichkeit in der neuen deutschen Geschichte gewidmeten Tage, wenn sich die gesamte Studentenschaft am Bergabhang unter dem Bismarckturm im Angesicht von Stadt und Universität zu gemeinsamer Feier vereinigte. Aufschwung und Blühen der alten Hochschule traten dann wohl auch dem weniger Beteiligten recht klar vor Augen.

Gleichsam symbolisch erscheint damit der Sonnwendtag auch in unserem kleinen Gemeinwesen als das, was er in den von

uns bewohnten Breiten bedeutet, nämlich als der Höhepunkt im Leben der Organismenwelt. Bis Mittsommer strebt alle Entwicklung aufwärts; Tiere und Pflanzen stehen in ihrer vollen Lebenskraft und sind bemüht, für die Erhaltung ihrer Art zu sorgen. Gerade in solcher Zeit kraftvoll dahinflutenden Lebens und mehr noch als sonst in der besonderen Zeit, in der wir jetzt stehen, werden die Gedanken zu der Frage hingelenkt, *worauf denn eigentlich dieses Leben beruht, woher es kommt* und *wohin es führt*. Aber freilich sind das Fragen, welche in die tiefsten Tiefen menschlicher Erkenntnis einzudringen versuchen, welche von den größten Denkern aller Zeiten, Philosophen und Naturforschern, immer wieder von neuem aufgeworfen, von den verschiedensten Gesichtspunkten aus behandelt und doch zu keinem recht befriedigenden Ergebnis gebracht wurden.

Nicht nur dem Naturforscher, jedem denkenden Menschen liegt die Frage nahe, *wie das Leben auf der Erde entstand*, eine rätselvolle Frage, auf die uns wie auf so manche andere leider die Antwort fehlt. Kamen die Keime der ersten auf der Erde lebenden Organismen von anderen Weltkörpern zu uns, durch Meteore verschleppt oder „von den Schlägen der Lichtwellen getrieben"? Oder aber entstand die erste, allerprimitivste Urstufe der Organismen unter geeigneten, unserem Verständnis allerdings bis jetzt völlig unzugänglichen Verhältnissen durch Zusammentreten von Molekülen anorganischer Urstoffe? Da die erstere Annahme die Erkenntnis von der Entstehung des Lebenden, selbst wenn sie sich als richtig erwiese, kaum in erheblicher Weise fördern, sondern die Fragestellung nur verschieben würde, da sie überdies nicht als besonders wahrscheinlich angesehen werden kann, so neigen wir mehr dem zweiten Erklärungsversuch zu, wenn es auch trotz aller darauf gerichteten Bemühungen bisher nicht gelang, irgend eine der ernsthaften Kritik standhaltende, dahingehende Beobachtung zu machen oder gar sie durch das Experiment zu stützen. So befinden wir uns bedauerlicherweise über die Frage nach dem Ursprung des Lebens auf der Erde und damit des Lebens überhaupt in völligem Dunkel. Vorläufig bleibt uns nichts anderes

übrig, als niederste Organismen von allereinfachstem Bau als den Ausgangspunkt des Lebendigen anzunehmen und von diesen her in ganz allmählichem Aufstieg die höher organisierten Wesen abzuleiten. In ihnen war eine schöpferische Kraft niedergelegt, welche sie durch die äußeren Umstände begünstigt, zu so herrlicher Entfaltung brachte, wie wir sie jetzt in unserer Tier- und Pflanzenwelt bewundern.

Selbst die Beantwortung jener anderen wichtigen Frage, worauf in letzter Instanz der Lebensprozeß beruht, gestaltet sich nicht ganz einfach. Gewiß ist letzten Endes alles Leben auf die Tätigkeit der Zellen zurückzuführen, welche den Körper aller Organismen zusammensetzen und welche, der von ihnen ausgeübten Funktion entsprechend, eine sehr verschiedenartige Form und Struktur zeigen. In diesen zumeist sehr zahlreich vorhandenen Elementarbestandteilen der Organismen spielen sich jene Vorgänge ab, deren Summierung den Lebensprozeß des Gesamtorganismus darstellt. Den Zellen werden Nährstoffe, Wasser und Sauerstoff zugeführt; dadurch fügen sie ihrem Körper neue Bestandteile hinzu, sie vergrößern ihren Umfang, wachsen also, geben aber auch Stoffe ab, die bei ihrem Stoffwechsel nicht mehr verwendbar sind. Die Verarbeitung der von den Zellen aufgenommenen Substanzen bedingt die Erzeugung lebendiger Kraft, welche sich außer im Aufbau neuer Bestandteile des Zellkörpers als Bewegung im Zellinnern oder an ihrem Umfang äußert und zum Hervorbringen der Ortsbewegung sowie anderer am Organismus wahrnehmbaren Lebensäußerungen führt. In vielen Zellen finden andauernd Umlagerungen und sonstige Veränderungen statt. Dahin gehören die Assimilations- und Abscheidungsprozesse, sowie die Vorbereitung zur Fortpflanzung, welche für die Erhaltung der betreffenden Tier- und Pflanzenart von größter Bedeutung ist. Die genannten und andere in den Zellen des Organismus sich abspielenden Vorgänge sind es, welche sein Leben bedingen. In dieser Form dargestellt, mag das sehr einfach klingen; in Wirklichkeit aber handelt es sich um recht verwickelte Vorgänge und auch die Substanzen, an denen sie sich voll-

ziehen, sind von sehr komplizierter, nur schwer zu ergründender Beschaffenheit. Der Lebensprozeß besteht also aus einer Summe von Einzelvorgängen chemisch-physikalischer Natur, die in bewundernswerter Weise in einander greifen. Ueber die Art und Weise freilich, wie dieses geschieht und worauf es schließlich beruht, daß die in richtiger Mischung zusammengefügten Verbindungen „organisiert" und zu Lebensäußerungen befähigt sind, vermögen wir keineswegs in jeder Beziehung befriedigende Auskunft zu erteilen.

Zu den Eigentümlichkeiten der lebenden Substanz gehört es, daß sie früher oder später dem Untergang verfällt, dem Tode geweiht ist. Wenn wir trotz der Kürze dieser Darlegungen schon wiederholt vor einer Rätselfrage standen, so tut sich mit dem Todesproblem eine neue solche vor uns auf. Allerdings läßt sich leicht sagen, daß so wie jede Maschine schließlich ihre Tätigkeit einstellt, indem einzelne Teile bei fortgesetzter Arbeitsleistung sich abnützen und nicht mehr funktionieren, auch nach einer gewissen Zeit die Organe und Zellen des lebenden (Pflanzen- oder Tier-) Körpers versagen. Sie sind ganz oder teilweise verbraucht und je nachdem dies an mehr oder weniger lebenswichtigen Teilen des Körpers geschieht, erlischt damit die Lebensfähigkeit einzelner Körperpartien oder des gesamten Organismus. Die Zeit, in welcher dies eintritt, ist eine sehr verschiedene und hängt von mannigfachen Umständen ab.

Gemeinhin schreibt man den an Leibesumfang größeren Organismen ein längeres, den kleineren ein kürzeres Leben zu. In der Tat erlangen die riesigen bis 112 Meter hohen Mammuthbäume Kaliforniens ein Alter von 4—5000 Jahren und wenn auch die Riesen der Tierwelt nicht im entferntesten an sie heranreichen, so ist doch das Alter der großen Wale oder der Elephanten mit 150—200 Jahren immerhin als recht beachtenswert zu bezeichnen. Daß dies jedoch am Körperumfang allein nicht liegen kann, zeigen die zwar recht großen, aber mit jenen gigantischen Tieren nicht vergleichbaren Schildkröten von den

Egmontinseln im Indischen Ozean, welche es bis zum Alter von 300 Jahren bringen. Man könnte meinen, bei diesen Tieren wären es besondere, für das Erlangen eines hohen Alters glückliche Eigenschaften wie Stumpfsinn und Trägheit, welche dessen Erreichung ermöglichen, aber dazu will wieder das Verhalten mancher Vögel nicht stimmen. Bekanntlich sind die Vögel sehr bewegliche und intelligente Tiere, trotzdem erreichen viele von ihnen, wie Raben, Falken, Papageien und andere das ansehnliche Alter von 50—60 Jahren; nicht selten aber werden sie 100 und mehr Jahre alt; man spricht von solchen, die es bis auf 150 Jahre brachten. Außer im Hinblick auf die ihnen eigene große Kraftentfaltung ist dies auch wegen ihrer recht geringen Körpergröße bemerkenswert, insofern z. B. Hunde gewöhnlich nur 10 bis 12, Rinder etwa 25, Pferde ungefähr 40—50 Jahre alt werden und nur ausnahmsweise ein höheres Alter erlangen. Alle diese Tiere haben einen weit umfangreicheren und massigeren Körper als die genannten Vögel.

Hier wie bei anderen Tieren, für die sich noch eine große Zahl von Beispielen nennen ließe, liegen besondere Verhältnisse vor, welche in der Organisation der betreffenden Tiere begründet sind. Die Maschinen, wenn wir den Körper der Organismen damit vergleichen wollen, sind ganz verschieden gebaut und je nachdem für einen längeren oder kürzeren Betrieb eingerichtet. Zwar ist gelegentlich die Rede „von unbegrenzt fortwachsenden" Tieren, zu denen jene Reptilien, manche Fische und andere recht langlebige Tiere gehören sollen, aber eine Grenze ist gewiß auch ihnen gesetzt, wie dies schließlich ebenfalls für die oben erwähnten und andere Bäume von riesiger Größe gilt. Man wird kaum fehlgehen, wenn man jeder Tierart eine zwar innerhalb gewisser Grenzen schwankende, aber über ein Höchstmaß nicht hinausgehende Lebensdauer zuschreibt. Ist diese erreicht, so gehen die Tiere dem Tode entgegen, wenn sich auch dessen Eintritt zumal bei länger lebenden Tieren gewiß nicht gerade auf Tag und Stunde bestimmen läßt und mehr oder weniger weitgehenden individuellen Schwankungen unterworfen ist.

Nun erhebt sich die weitere Frage, welche Erscheinungen innerhalb des Körpers sind es, die den Tod herbeiführen?, wobei von den mehr zufällig eintretenden äußeren und inneren Todesursachen, wie plötzlicher Vernichtung durch Unglücksfälle irgendwelcher Art, krankhaften Veränderungen des Körpers und seiner einzelnen Teile abzusehen ist. Wie das Leben aller Organismen auf der Tätigkeit der ihren Körper zusammensetzenden Zellen beruht, so auch ihr natürlicher Tod auf deren allmählichem Versagen. Hierbei ist wieder von Bedeutung, ob es sich um lebenswichtige Teile des Körpers handelt, oder ob diese entbehrt werden können. In manchen Organen des Körpers findet ganz normaler Weise ein fortwährendes Absterben, ein dauernder Verbrauch von Zellen statt, die in großer Menge durch andere, neu gebildete ersetzt werden. In solchen Organen erfolgt also eine massenhafte Neuproduktion von Zellen, während diese in anderen Organen sehr zurücktritt oder völlig fehlt.

Unter Umständen bleibt die am Ende der Embryonalentwicklung vorhandene Zellenzahl bis ans Lebensende in gleicher Höhe bestehen. Dies gilt bei gewissen Tieren sogar für alle Zellen des gesamten Körpers, der sich somit aus einer ganz bestimmten Zahl von Zellen zusammensetzt. Bei diesen Tieren tritt dann besonders deutlich hervor, wie das Absterben der Zellen den Tod des ganzen Individuums nach sich ziehen muß. Die einzelne Zelle erlangt genau das gleiche Alter wie das Tier selbst, von dessen Geburt an gerechnet. Wird das Tier hundert oder mehr Jahre alt, wie dies vorher von einzelnen Säugetieren und Vögeln angegeben wurde, so würden demnach auch die einzelnen Zellen der aus einer bestimmten Zellenzahl bestehenden Organe ein so hohes Alter erlangen. Dies dürfte bei den genannten Tieren z. B. für das Nervensystem gelten, in welchem mit dem Abschluß der Embryonalentwicklung im allgemeinen keine Neubildung von Nervenzellen mehr stattfindet. Diese sind offenbar sehr widerstandsfähig, aber schließlich werden auch sie nach so lange andauernder Tätigkeit versagen müssen, und gerade bei ihnen hat man darauf hin-

weisende, eigentümliche Veränderungen ihrer Struktur festgestellt. Sie bestehen in Ablagerungen gewisser Substanzen, welche vorher nicht in ihnen vorhanden waren und die vielleicht als Stoffwechselprodukte anzusehen sind, deren sich die alternden Zellen nicht mehr zu entledigen vermögen. Diese Erscheinung wäre dann als eine senile Degeneration der betreffenden Zellen anzusehen, und wenn ein so wichtiger Teil des Körpers wie das Zentralnervensystem degeneriert, so muß davon notgedrungen das Weiterleben des Gesamtorganismus stark beeinflußt und schließlich in Frage gestellt werden. Durch Ausschaltung des Nervensystems geht der Organismus gewöhnlich in kurzer Zeit zugrunde.

Es ist anzunehmen, daß ähnliche Veränderungen mit zunehmendem Alter auch in anderen Organen auftreten und je nach der Wichtigkeit des betreffenden Organs für den Gesamtorganismus haben sie eine allmähliche Abnahme der Lebensfähigkeit des Organismus zur Folge. Wie bald dann der Tod eintritt, hängt von dem Zusammenwirken verschiedener Umstände ab, wobei individuelle Verschiedenheiten und alle möglichen äußeren Umstände mit in Frage kommen.

*

Gedanken wie die in den vorstehenden Ausführungen über das Wesen des Lebens, sein Zustandekommen, seine Bedingungen und seinen Abschluß geäußerten, drängen sich mehr als sonst unter den jetzigen schweren Zeitläuften auf, da Millionen unserer Volksgenossen durch Monate und Jahre sich in steter Gefahr befinden, Gesundheit und Leben zu verlieren, täglich und stündlich einem plötzlichen Tod gegenüber stehen. Gewiß sind manchen unserer Kommilitonen ähnliche Gedanken durch den Sinn gegangen, wenn sie von Gefahren umgeben draußen vor dem Feinde in stiller Nacht auf Posten standen. Mir selbst kamen sie immer wieder von neuem, als ich im September des ersten Kriegsjahres in Feindesland Tod und Vernichtung aus nächster Nähe gesehen und auf langer einsamer Fahrt durch das Land an der Maas jene Erlebnisse überdachte. Damals hatte ich die große Freude, beim Ver-

lassen einer mit Hunderten unserer verwundeten Kämpfer belegten Kirche zwischen den zerstörten Häusern der französischen Landstadt, über welche erst unlängst der Kriegssturm dahingegangen war, einem unserer lieben Marburger Kommilitonen zu begegnen, mit dem ich zuletzt und nicht lange vorher in friedlicher Pflege der Wissenschaft gearbeitet hatte. Wie ich diesem Kommilitonen erfreut über das unerwartete Zusammentreffen in freundschaftlichen Gefühlen warm die Hand drückte, so möchten wir es gern mit Ihnen Allen tun, vermögen Ihnen aber einstweilen nur herzliche Grüße zu senden mit innigen Wünschen auf ein baldiges frohes Wiedersehen nach dem für unser Vaterland ehrenvoll und erfolgreich beendetem Kriege. Möchten diese Wünsche recht bald in Erfüllung gehen!

E. Korschelt.

Der Volkskrieg.

Im November 1869 verhandelte das preußische Abgeordnetenhaus über einen Antrag Virchows auf Abrüstung, weil die Erhaltung der Kriegsbereitschaft nicht durch die gegenseitige Eifersucht der Völker, sondern durch das Verhalten der Kabinette bedingt würde: die immer wieder versuchten Aufreizungen durch die Presse, um das Volk mit neuem Hasse gegen das Nachbarvolk zu durchdringen, fielen auf keinen fruchtbaren Boden mehr, die der inneren Arbeit zugewandten Völker seien weit entfernt, in äußeren Großtaten irgend einen wesentlichen Bestandteil des Volkslebens zu sehen. Richtig war hierin die Bedeutung des Verhaltens der Kabinette hervorgehoben, ebenso wie die tatsächliche Friedensliebe der Völker; aber wie falsch das gesamte Schlußurteil war, sollte schon das nächste Jahr 1870 zeigen, als der von der französischen Kabinettspolitik zuletzt herbeigeführte Kriegsausbruch die ganze Wucht nationaler Entschlossenheit und Hingabe nicht nur beim Verteidiger, sondern auch beim Angreifer entfesselte.

Gerade das, was geleugnet wurde, war nun eingetreten. Der Glaube ist ja erklärlich, daß der Friede gesichert sein müsse, wenn die selbst friedliebenden Völker die Entscheidung über Krieg und Frieden in der Hand hätten. Nun aber spricht man bei den großen Kriegen seit der französischen Revolution von Volkskriegen gegenüber den Kabinettskriegen der früheren Zeit; gibt es wirklich einen Krieg, der auf beiden Seiten der Kämpfenden den Namen

des reinen Volkskrieges verdient? Wenn wir die Kriege, an denen wir Deutsche entscheidend beteiligt waren, ins Auge fassen, so erscheint schon der erste Revolutionskrieg von 1792, ganz abgesehen von der Legende, daß die alten Mächte ihn entfesselt hätten, in Frankreich verursacht durch die enge Gruppe der girondistischen Führer neben der höfischen Politik Marie Antoinettes, welche das französische Volk in den Krieg hineinzogen. Den reinen Volkskrieg sehen wir außer in der kleinen Tiroler Erhebung 1809 in der preußischen Volkserhebung 1813, als Volk und Heer die zögernde Regierung fortrissen, aber bei ihrem Gegner war natürlich von einem Volkskriege nicht die Rede, wo Wille und Interesse eines Mannes seine internationalen Heeresmassen leiteten.

Außer dem Kriege gegen Dänemark 1864 war der für Deutschland entscheidende Krieg 1866 das Ergebnis der Politik Bismarcks und fand daher die stärkste Gegnerschaft im preußischen Volke selbst, erst 1870 erinnerte wieder auf deutscher Seite an 1813 in dem elementaren Ausbruch gegen die französische Anmaßung, aber im Gegensatz zu 1813 stand über dem Ganzen eine diese nationalen Kräfte und Stimmungen leitende überlegene Staatskunst. Wenn der Krieg von 1866 in seinem Beginn ein Kabinettskrieg, kein Volkskrieg war, so wurde er dennoch zum Volkskrieg, sobald die Hand des Volkes am Schwerte lag, und der gehaßte Bismarck wurde gerade in diesem Kriege und erst recht nach ihm der umjubelte Volksheld. Denn mit den Entscheidungen des ungern angenommenen Krieges offenbarte sich, wie er ganz in der Richtung der unbedingt geforderten Entwicklung Preußens und Deutschlands lag, wie er das schmerzliche, aber einzige Mittel war, die von allen geforderte und doch nie erreichte Erfüllung der nationalen Hoffnungen Deutschlands zu bringen. In dem Augenblicke, als dem Volke die geschichtliche Notwendigkeit des Krieges klar wurde, war er ein Volkskrieg.

Der alte Kabinettskrieg war auch ohne jede Volksteilnahme denkbar. Im französischen Volke konnte man sich der Niederlage von Roßbach freuen, weil sie die Niederlage der verhaßten Regierung war, und Friedrich der Große forderte, daß der friedliche

Bürger gar nicht merken solle, wenn die Nation sich schlägt. Ein solcher Krieg ist seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr möglich, in den Verfassungsstaaten selbst nicht bei kleineren Fragen wie etwa der Kolonialpolitik, nirgendwo aber, sobald es sich um das ganze nationale Dasein handelt. Eine in einen Krieg mündende Regierungspolitik muß eng verbunden sein mit der allgemeinen Richtung der nationalen Bestrebungen überhaupt, denn dadurch allein wird ihr der willig gebotene Einsatz der ganzen nationalen Kraft zur Verfügung stehen, der einen Krieg in unserer Zeit erst ermöglicht.

Aber die letzte Entscheidung zum Kriege ruhte und ruht fast immer in der Hand weniger verantwortlicher Männer. Das ist durch den ganzen Charakter der auswärtigen Politik gegeben, für deren Führung wohl oft eine Aenderung gefordert, aber nie ein dem entsprechender gangbarer Weg gezeigt worden ist, im Gegenteil würde gerade die öffentliche Behandlung aller zwischen den Staaten entstehenden Gegensätze die Leidenschaftlichkeit der Unverantwortlichen mitsprechen lassen, was die Gefahren steigern statt schwächen würde.

Das, was 1866 bei der ihres Weges und Zieles sicheren Politik des großen Staatsmannes am sichtbarsten hervortritt, ist die Grundregel überhaupt: daß die Leitenden getragen sein müssen von dem vollen Gefühl ihrer Verantwortlichkeit und von ihm aus die Politik in der Bahn des unbedingten nationalen Interesses halten, auf der sie, falls die letzte Entscheidung angerufen werden muß, des mitgehenden nationalen Willens gewiß sind. Freilich bleibt ihnen die Möglichkeit, diesen nationalen Willen durch eine geschickt geleitete Bearbeitung einer weitgehenden künstlichen Beeinflussung zu unterwerfen, der nur, wenn sie unecht ist, die Hauptsache fehlen wird, die nachhaltende Dauer ihrer Wirkung.

Die Kabinettspolitik, oder für unsere Verhältnisse richtiger gesagt, die Regierungspolitik ist für die über Sein oder Nichtsein der Völker entscheidenden Entschlüsse nicht auszuschalten, aber um die Führung zu behalten und auf die willige Unterordnung des Volkes rechnen zu können, müssen die Leitenden von der Erkenntnis des Volkswohles und dadurch zuletzt auch vom Volkswillen ge-

tragen sein. So kommen wir darauf hinaus, daß es keinen großen Krieg mehr geben kann, der nicht ein Volkskrieg ist, was er beim Verteidiger sofort sein wird, beim Angreifer zum mindesten werden muß. Die letzte Verantwortung ruht auf wenigen Schultern, und so werden immer die führenden Männer das Schicksal ihres Volkes sein. Sie richtet schon die Gegenwart, das letzte Urteil spricht die Geschichte, ob sie es zu ihres Volkes Heil oder Unheil waren.

W. Busch.

Philosophie im Schützengraben?

Ihr gebt für uns alles; was können wir euch geben? Was vermag euch Philosophie zu geben?

Im Angesicht des Todes, lebt ihr das höchste Leben; was mag da den meisten von euch ferner stehen als die lebensfremden Abstraktionen philosophischer Prinzipienforschung? Und doch hören wir nicht selten von Heimkehrenden oder erfahren durch Zuschriften aus dem Felde, wie der furchtbare Ernst des Ringens, in dem ihr steht, manchen zum Besinnen treibt über eben jene Grenzfragen der Erkenntnis und des Lebens, mit denen Philosophie ringt, auf die man von ihr Antwort erwartet und fordert.

Sie aber bescheidet sich, nicht jedem das bieten zu können, was gerade er bedarf.

Wohl dem, dem es genug ist, aus der gesammelten seelischen Stärke des Pflichtwillens allem, auch dem Tode ruhig ins Auge zu sehen, denn er weiß, es muß sein um der Heimat und der Lieben, um des Rechts und Heiles des Vaterlands, um des ewigen Guten willen. Solche schlichte Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung, die nicht nur nicht begehrt, sondern bestimmt ablehnt als Heldentum gepriesen oder auf irgendeinen erhabenen Sockel gestellt zu werden — sie ist dem Deutschen wie eingeboren, sie ist der echte Sinn seiner Tapferkeit, die er auch im schlichten Friedenswerk jederzeit, wo es darauf ankommt, bewährt. Dazu braucht es keine Philosophie.

Wohl auch dem, der nach jener „reinen Art der Wissenschaft", die der griechische Dichter rühmt, auf das „unsterbliche Wesen des Alls, des nimmer alternden" und dessen „richtende Weise" den inneren Blick gekehrt hält und so, nicht einem finstern Verhängnis,

sondern der erkannten, immer reiner sich erschließenden Gesetzesordnung des Wirklichen ohne Murren und Rechten sich fügt. Denn er sagt sich: es ist Menschenlos, nimm es auf dich; du hast doch etwas erschauen, etwas erahnen dürfen von dem unendlich Höheren, dem du eingeordnet bist; so sinke still in den Schoß zurück, der dich geboren hat. Es, das große Mütterliche, das All lebt und wird leben, dein Sterben nimmt ihm nichts. — Auch solche edle Selbsthingabe der reinen Erkenntnis hat der Deutsche tausendfach bewährt und bewährt sie täglich, draußen wie daheim, etwa im gefahrenreichen Beruf des Arztes, des Pflegers. Auch dazu braucht es keine Philosophie.

Wohl dem, dem aus dem Quell der schaffenden Phantasie das Ungeheure des erschütternden Dramas, das jetzt vor und in uns sich abspielt, zum künstlerischen Erlebnis wird, dem das Rasen der Vernichtung mit allem, was es von Furcht und Mitleid weckt, auch mit dem grausen Humor des Totentanzes, wie ein einziges, mächtiges symphonisches Scherzo in die Seele klingt, in dem der Sturmatem der gewaltigen Weltwende zum gewagtesten, dennoch schönen Rhythmenspiel sich fügt. So — „mit dem Geschick in hoher Einigkeit, gelassen hingestützt auf Grazien und Musen, empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut, mit freundlich dargebotnem Busen vom sanften Bogen der Notwendigkeit". Auch solcher künstlerische Lebens- und Todesernst muß wohl deutschem Wesen nicht fremd sein, wenn ein Schiller ihm solchen Ausdruck zu geben vermochte. Und er hat ihn nicht bloß gedichtet, er hat ihn gelebt. Er war Philosoph — aber man muß nicht Philosoph sein, um so zu empfinden.

Zehnmal wohl aber dem, der in einfalter Frömmigkeit still gefaßt dem ewigen Willen sich beugt, dem Willen, der nichts als Gutes und Seliges mit uns und der Menschheit im Sinn haben kann; und in seine Hand jeden Augenblick das Leben zurückzugeben bereit ist, das er aus seiner Hand jeden Augenblick neu geschenkt genommen hat.

Ihr alle, die ihr so empfindet, braucht nicht Philosophie, ihr habt schon, was euch hilft. Doch gibt es Naturen, die, ohne daß

ein einziger dieser Wege ihnen fremd oder verschlossen wäre, noch nach einer letzten Verankerung ihrer Zuversicht, nach einer letzten Klärung verlangen, um über das tief Befremdende, das schier Unmögliche, das jetzt durch sie und mit ihnen geschieht, aufs reine zu kommen; um zu verstehen, nicht bloß, wie es sittlich recht, wie es naturgesetzlich notwendig, wie es künstlerisch erfaßlich, wie es in fragloſem Vertrauen dem religiösen Gemüt hinnehmbar, sondern wie es vernünftig, wie es dem letzten, ernstesten Fragen des ringenden Geistes standzuhalten, vor ihm sich zu verantworten imstande sei. Mit dem Zweifel muß den bitteren Kampf aufnehmen, wem ein philosophischer Geist gegeben ist. Er muß mit ihm ringen, bis aus seinen tiefsten Abgründen die tiefere Gewißheit hervorleuchtet.

Was ist es denn, worum die wie mit dem Kainsmal gezeichnete Stirn des Philosophen sich zermartert, da es so leicht wäre, vom goldnen Baum des Lebens die prangenden Früchte niederzuholen? Weshalb den zersetzenden Zwiespalt in die eigene Seele einlassen, statt unbefangen der „lebendig reichen Schöne" der Welt, der Welt von Welten des Menschentums sie zu öffnen?

Es ist, weil (nach dem alten Heraklit) erst aus der schärfsten Dissonanz die tiefste Harmonie hervorgehen soll, jene „verborgene" Harmonie, die stärker ist als die „offenbare", jedem vernehmliche; jener tiefliegende „Logos" der Psyche, der ewig „sich selber steigert". Es ist, all den vielerlei Weisheiten gegenüber, das „eine, allein Weise" (Sophon), das in unablässigem, nie gestilltem Sehnen der Eros der „Philosophie" sucht.

Ist es wirklich nur ein ewiges Suchen und Nichtfinden? Nein: im Suchen selbst hat Philosophie, was sie sucht. Wie könnte sie suchen, was sie nicht in der Idee schon hätte? Aber indem der Geist frei zum wenn auch ewig fernen Ziele sich emporhebt, das er als das seine, dem er selbst sich zugekehrt, weiß, so verewigt er sich selbst, lebt selbst in ihm allein wahrhaft ewiges Leben. Ein Leben, das nur erreichbarem Ziele zustrebt, stürbe ja in ihm.

So hat uns Plato das ewige „Stirb und Werde" der Philosophie gedeutet; so haben alle, die wahrhaft philosophierten, sich,

ihr Philosophieren selbst begriffen. Lest es in Platos „Gastmahl", oder lest es in irgendeinem Philosophen, der euch näher liegt; am besten: lest es in der eignen fragenden, zweifelnden Seele, lernt aus dieser Grundstimmung ihr letztes Sehnen euch selber deuten, so werdet ihr erfahren, was das „Ewigsein in jedem Augenblick" besagt, und werdet auch das Schwerste, das euch jetzt auferlegt wird, tragen können. Das Schwerste ist nicht Sterben; Sterben heißt zur Ruhe kommen; wie sollte das schwer sein? Unendlich schwerer ist zu leben, zu erleben, was ihr jetzt täglich, stündlich erleben sollt. Ganz kann das keiner von uns daheim in sich nachbilden; aber wir ahnen, daß es sein muß wie ein einziges fortgesetztes, qualvolles, nicht zur Ruhe kommendes Sterben. Es ist der lebendig gewordene Zweifel, dem doch nicht erlaubt wird, sich zu Tode zu zweifeln. Die nicht philosophische Seele fühlt das wohl nicht so, wie gerade ihr. Wohl ihr, sie vermöchte gar nicht es zu tragen, nicht diesen schrecklichen, Leben gewordenen Zweifel zu überwältigen. Nur wer das ewige Stirb! im tiefsten erlebt, erlebt auch im tiefsten das ewige Werde! —

Aber auch das wird durch echte Philosophie euch zuteil werden, daß ihr nicht herabseht auf die, die der Philosophie nicht bedürfen, sondern erkennt, es ist im Grunde dasselbe, was sie, freilich leichteren Kaufs, sich errungen haben, und was euch Philosophie gibt; nur daß sie es je von einer Seite und so freilich nicht, wie ihr, aus seiner letzten Tiefe erkennen. „Es sagen's aller Orten alle Herzen unter dem himmlischen Tage, jedes in seiner Sprache; warum nicht ich in der meinen?" Und so werdet ihr sie brüderlich empfangen, werden auch sie euch als Brüder erkennen, und wird das Band innerster Gemeinschaft in euch befestigen, was ihr schwerer ganz allein euch erkämpfen und behaupten würdet.

So bilden auch diese Zeilen sich nicht ein „was rechts zu wissen" und lehren zu können, und gar, euch zu bessern und zu bekehren. Sie möchten nur aus der stillen Gelehrtenstube in den Schützengraben hinüber euch die Hand reichen, die mit leisem Druck sagen will: Haltet fest, auch wir stehen bei euch im Geiste!

Paul Natorp.

Das neue physikalische Institut.

Im alten Institut habe ich mich von Euch verabschiedet, liebe Kommilitonen und Kameraden; im neuen Institut hoffe ich Euch recht bald wieder nach siegreichem Friedensschluß begrüßen zu können.

So ganz schlecht war das alte auch nicht. Eins war sogar schöner als beim neuen: der prächtige Blick ins Lahntal. An ihm werden sich in Zukunft die naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer erfreuen, die im alten Institut nach völliger baulicher Erneuerung verbleiben bezw. neu hineinziehen. Es behalten ihren Platz darin die Astronomie; nach ihr hat der Marburger Volksmund von jeher das Gebäude die Sternwarte genannt; die Meteorologie und die drahtlose Telegraphie, letztere zum Empfang der Zeitsignale für die Sternwarte. Dazu werden kommen reine und angewandte Mathematik, Geographie, experimentelle Psychologie und ein Raum für die naturforschende Gesellschaft, die in diesem Jahre auf eine hundertjährige Tätigkeit zurückblicken kann.

Ohne Zweifel werden die genannten Gebiete in Zukunft eine räumlich völlig genügende und gut eingerichtete Unterkunft im alten Institut finden. Aber viele von Euch wissen ja, wie für die Physik durch Platzmangel an allen Ecken und Enden, durch ungenügende Lüftungsmöglichkeit des großen Hörsaales und des Praktikums, durch mangelhafte und von baulichen Erneuerungen auch nicht zu verbessernde Einrichtung die Verhältnisse gerade im letzten Sommer vor dem Kriege schier unerträglich geworden waren. Statt dessen werdet Ihr zurückkehrend im neuen Institut Alles aufs Vortrefflichste vorfinden.

Die Uebersiedelung ins neue Institut war ursprünglich für die Herbstferien 1914 geplant. Sie war aber natürlich durch Ausbruch des Krieges unausführbar. Erst etwa Mitte August gelang es, Fortsetzung der Arbeiten an der inneren Einrichtung unter Ueberwindung mancherlei Schwierigkeiten zu erreichen. So denke ich hinterher mit Humor daran, daß eines Morgens in aller Frühe der Vertreter einer Firma deren sämtliches Material und Werkzeuge im Neubau hatte einpacken lassen; glücklicherweise kam ich noch rechtzeitig von einem Notexamen aus dem Kugelhaus ins Institut, um die Kisten mit Beschlag belegen und ihre Absendung verhindern zu können. Bis zu den Osterferien 1915 war dann das neue Institut soweit eingerichtet, daß die Apparate fürs Praktikum hinübergeschafft werden konnten, und dieses im Sommer dort abgehalten wurde. Die Einrichtung des neuen Hörsaales wurde erst gegen Pfingsten fertig; von da ab wurde die Experimentalphysik in ihm gelesen. Die Apparate aus den einzelnen Arbeitszimmern der Dozenten, Assistenten und Doktoranden wurden während der Herbstferien 1915 hinübergeschafft, und auf der Ferse folgten uns die Jäger von der zweiten Genesenen-Kompagnie, für die das alte Institut nunmehr zunächst eingerichtet ist.

Von der Wettergasse ansteigend erblickt man, wie das beigegebene von unserm Kunsthistoriker Herrn Kollegen R. Hamann dankenswerter Weise aufgenommene Bild zeigt, zuerst das neue, achteckige Gebäude des großen Hörsaales. Man gelangt hinein durch eine besondere Treppe, die zur Höhe der obersten Sitzreihe führt; an diesem Aufgang gedenke ich die Bilder meiner speziellen Schüler anzubringen, die den Heldentod fürs Vaterland erlitten. Mit seinen 310 Sitzplätzen wird der Hörsaal wohl auch im Frieden zunächst reichen. Der solide Eisenbetonbau überhebt mich der früheren Notwendigkeit, zur Vermeidung der Erschütterungen um äußerste Mäßigung beim Trampeln zu bitten, welches allerdings infolge Linoleumbelags überhaupt nur noch vornehm gedämpft zustande kommt. Der neue, fest aufgestellte Lichtbilderapparat ist von Leitz in Wetzlar eigens nach langen Beratungen mit uns, auf einem ihm angegebenen Grundsatz fußend, konstruiert worden und

ist wohl der beste seiner Art. Schon häufig hat er bei öffentlichen Wohltätigkeits-Vorträgen ausgezeichnete Dienste geleistet. Seine Beschaffung war nur durch das liberalste Entgegenkommen der Firma Leitz ermöglicht.

Im Erdgeschoß unterhalb des großen Hörsaales befindet sich die große Institutswerkstatt, in der neben dem Mechaniker seine nunmehr 4 Lehrlinge arbeiten und neuerdings auch jederzeit 6 kriegsbeschädigte Jäger zur Hilfe in der Kriegsindustrie ausgebildet werden. Daneben liegen die sehr schönen Räume für die elektrischen Maschinen und die Akkumulatorenbatterien. Der Strom des städtischen Elektrizitätswerks kann dort in jede beim Experimentieren gewünschte Stromart verwandelt werden, und unmittelbar oder verwandelt jedem Arbeitsraum im ganzen Institut zugeführt werden. Die Gesamtlänge dieser Leitungen beträgt 45 Kilometer. Die Firma Siemens u. Halske hat diese Anlage in bewährter Meisterschaft ausgeführt.

Aus dem Hörsaalbau gelangt man durch ein kurzes etwas schmäleres Verbindungsstück in das Hauptgebäude, in dessen Erdgeschoß Diener und Heizer wohnen; auf der Rückseite, also auf der Bergseite, und zwar dort unter der Erde, befinden sich Räume von konstanter Temperatur für feinste Präzisionsarbeiten. Wer schwere Apparate in die höheren Stockwerke bringen will, kann einen Fahrstuhl benutzen. Neben diesem führt durch die ganze Höhe des Instituts bis zum Dach hindurch ein vertikaler Schacht für Fall-Versuche und ähnliche Beobachtungen. Im 1. und 2. Stock haben Arbeits- und Sammlungsräume, Bibliothek und kleiner Hörsaal, im 3. Stock Physikalisches und Photographisches Praktikum Platz gefunden, alles musterhaft mit Benutzung der neuesten technischen Hilfsmittel ausgestattet. Hinter dem Institut ist ein eisenfreies Gartenhaus für magnetische Messungen errichtet.

Aber das Wichtigste fehlt noch im Institut, das seid Ihr, liebe Kommilitonen!

F. Richarz.

Das neue physikalische Institut.
Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. Dr. R. Hamann.

Deutschtum und Franzosentum.

Ein jetziger Oberlehrer und früherer Aeltester meines Seminars, der in einem Marburger Pensionat eine junge Dame aus einem englisch-französischen Hause kennen und lieben gelernt hat, steht nun als deutscher Offizier auf französischem Boden an derselben Stelle seinem Schwager gegenüber. So unerwartet hat das Schicksal mit seinem alten Wunsch gespielt, in dem bevorzugten Lande seiner Studien und dem Heimatland seiner jungen Frau einmal länger zu verweilen. Nun aber sieht und spricht er dort hinter den Schützengräben seines Regiments von der Bevölkerung Frankreichs wenig mehr als die verängstigten Reste armseliger Dorfbewohner.

Und auf beiden Seiten im Inland, überall, wo Kriegsgefangene untergebracht sind, währt nun schon lange ein Verkehr von Deutschen und Franzosen, zwar nicht vom Herz zum Herzen, doch von Angesicht zu Angesicht, mit der unmittelbaren Anschauung, die durch ein dauerndes, ob auch erzwungenes Zusammensein ermöglicht wird. So seltsam, als Gefangenenwächter oder selber kriegsgefangen, erleben viele Deutsche die Erfüllung alter Sehnsucht oder Neugier nach französischer Eigenart.

Wie viele der deutschen Krieger und Wehrmänner haben auf der Schule einige Kenntnis französischer Sprache und Bildung mitbekommen! Wie manche haben nachher den Unterricht darin zu einer Aufgabe ihres Schaffens, ja dieses Volk zum Gegenstand ihrer dauernden Teilnahme erhoben! Denn trotz allem bleibt die Tatsache bestehen: mit keinem andern großen Volk der Erde steht

der Deutsche seit Anbeginn germanischer Geschichte in so enger Gemeinschaft gegenseitigen Gebens und Empfangens wie mit dem Nordfranzosen; kein anderes der großen Völker Europas ist durch Blutmischung, Staatsgründung und Bildungsgang dem unseren so nahe verwandt. Von diesem einzigen unserer gegenwärtigen Gegner trennt uns Deutsche zwar alte Feindschaft, aber kein Haß.

Wer Großes erlebt, von dem fordert dieses Erlebnis notwendig eine ernsthafte Nachprüfung seines Selbst, vielleicht auch eine Wandlung oder Läuterung seines ganzen Bewußtseins. Darum legen sich viele draußen heut in Augenblicken ruhiger Selbstbesinnung die Frage vor: wie soll ich mich künftig als denkender Deutscher oder als Lehrer des Französischen zur französischen Volks- und Geistesart stellen? war meine bisherige Haltung immer richtig und deutscher Sachlichkeit angemessen?

Hier kann von Grund aus nur mitreden, wer draußen vom rauhen Erlebnis gepackt worden ist und selbst es mit geistigem Zugreifen gepackt hat. Was vermag dazu ein Hochschullehrer zu sagen, dem es auferlegt ist, fern vom Landesfeind und von Fliegergefahr über eben dieses Volk weiterzuarbeiten? Was vermag er anderes, als den jungen Freunden draußen die Tiefe einer großen Frage aufzutun, an deren Lösung mitzuschaffen sie selber die Berufenen sind? Hier wandelt sich notwendig der frühere Lehrer zum Lernenden, und er würde mit herzlicher Dankbarkeit die klärende Antwort vom Felde empfangen.

Mit unserer Haltung gegen das Franzosentum, soviel scheint sicher, darf es künftig nicht einfach beim Alten bleiben. Es geht nicht an, in deutschen Schulen französische Nationallieder auswendig lernen zu lassen wie: „La France est belle, Ses destins sont bénis: Vivons pour elle, Vivons unis! . . . . Sachons pour elle Vivre et mourir!“ So steht es im Lehrbuch von Dubislav-Bök, zu singen nach der Weise: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht! Pflücket die Rose, eh sie verblüht!“ Hatten die Sextaner an der Oberrealschule in Dortmund nicht ein gutes Recht, die Arbeitsleistung zu verweigern? Oder hat der dortige Lehrer des Französischen das Richtige getroffen,

als er den tapferen Jungen erlaubte, für La France L'Allemagne einzusetzen? Ist das künstlerisch und rhythmisch schwache Gebilde darum besser geworden?

Hand aufs Herz, ihr deutschen Oberlehrer, die ihr es seid und die ihr's werden wollt! Heißt das nicht, die Kinder mit Gewalt zu französischem Heimatgefühl erziehen, zu jenem uralten Volkslaster der Ausländerei, das viele der besten Franzosen, von Frau von Staël bis auf Romain Rolland, an uns Deutschen so scharf getadelt haben? Und bemerken wir nicht die Folgen solcher Verirrung, wenn hochgebildete Männer und Frauen bei uns einen Verlaine oder Maeterlinck, diese vereinzelten, mehr germanisch als romanisch gearteten Gewächse, besser kennen und höher schätzen als zahlreiche einheimische Dichter, die solche Gemütsart und Gestaltungskraft reiner und stärker offenbaren? Ist es nicht ein Jammer, daß so viele Deutsche, und nicht bloß vom Elsaß, ihre geistige Heimat jenseits der Vogesen gefunden haben und noch finden? Soll das immer so bleiben? Sind wir so arm an geistigen Werten und Werken? Aber wie können die Lehrer der französischen Sprache und Geisteswelt diese unheilvolle Klippe umschiffen? Wie können sie zugleich die Liebe, ohne die keine Kenntnis gedeiht, und ein selbständig prüfendes Urteil in den jungen Seelen erwecken und stärken?

Nirgend besser als im fremden Land wird jeder echte Volksgenosse sich seiner selbst bewußt; nirgend heftiger als dort, wo fremde Zungen klingen, packt und schüttelt seine Seele das Heimweh: ein Heimweh nach der kindgewohnten Landschaft mit Wiese und Berg, oder Heide und Himmelswölbung; nach den von Müttern liebevoll bereiteten Leib- und Landesspeisen; mehr noch ein Heimweh, hinabzusteigen in die während ruhiger Friedensjahre daheim vergessenen Erzschächte selbeigener Volksart, und dort mit strenger Arbeit täglich neu zu schürfen: denn das, was wir eines Volkes Geistesart nennen, gilt nur dem Spießbürger als fester Besitz und behagliches Eigentum; der gründlich ernste Deutsche weiß, daß diese unsere Geistesart eine schwere Aufgabe darstellt, ein Ziel und eine Krone, erreichbar nur dem tätig Strebenden.

Jedem das Seine! so will es deutsche Sachlichkeit und heiliger deutscher Ernst. Je schärfer wir die unsere von fremder Wesensart sondern lernen, desto heller strahlen uns die Sterne heimischen Volkstums und behüten uns vor beiderlei Irrwegen: vor genußfroher Ausländerei so gut wie vor selbstzufriedenem Eigendünkel. Deutschtum und Franzosentum: so eng geeint durch gemeinsame Arbeit von mehr als einem Jahrtausend, und doch ein uralter Gegensatz, der wie ein gewaltiges Leitmotiv das Drama ihrer Geschichte in immer neuer Abwandlung durchdröhnt.

Drüben der schlagfertige Redner und schmiegsame Gesellschaftsmensch; hüben der grübelnde Denker und unerbittliche Forscher. Dort die leichtgeschürzte chanson, dieses unübertragbare Geschöpf selbstgefälliger und dabei gutartiger Spottlust; hier das Lied, worin ahnungsvoll das Tiefste heraufklingt, was ein Menschenherz beseligt oder vernichtet. Dort der unersättliche Drang, im Belachen und Verlachen sich über alles lustig zu machen, was gegen das gewohnte Weltbild und gegen die Werte enggezogener Weltanschauung verblüffend verstößt; hier, aus wahrer Liebe zum Menschen und aus Achtung auch vor dem Geringsten geboren, der göttliche Humor, den jeder gute Deutsche schon vor dem Schwabenalter mitfühlend erlebt und von da ab selber erzeugt. Dort das Florett mit seinem neckisch spielerischen und doch tückisch gefährlichen Stich; hier der Schläger mit ehrlich kraftvollem und die starke Abwehr eher erlaubendem Hieb. Und als Krone der Geselligkeit drüben der salon mit anmutiger Plauderei oder berechnetem Begriffsgefecht vor den Augen und Ohren geschmackvoll aufgeputzter Frauen; hier der befreiende Einklang voller Gläser und übervoller Herzen, und dabei eine zart andeutende Aussprache des Geheimsten im gemeinsam gesungenen Lied: das Trinken mit Anstoßen der Gläser, und das Lied als Ausdruck der Seele, beides Dinge, so erbtümlich deutsch, daß der sprachgewandte Franzose sie nicht anders denn mit unseren Worten zu nennen wußte.

Auch da, wo die Sprache scheinbar dasselbe meint, bezeichnet sie hüben und drüben ein verschiedenes Ding. Der französische

patriote ehrgeizig für sich und seine Nation, immer angriffslustig und dürstend nach neuem Ruhm seiner Fahnen, schnell berauscht von Wahn und Wort: la douce France ist ihm soviel wie l'humanité: Menschheit und Menschlichkeit, alles in Einem; der deutsche Landsmann und Staatsbürger in ruhigen Zeiten in sich gekehrt, erst in der allgemeinen Gefahr erwachend zu heldenhafter Abwehr, immer aber sinnend oder arbeitend aus der stillen Kraft seines gesammelten Gemüts. In jenem lodert trennender Haß, in diesem glimmt auch während des Weltkriegs noch ein Funke heiliger Menschenliebe zu dem mutwilligen Nachbarn. Der Eine kann sich in bösen Schimpfworten nicht genug tun, gleich als könnte der Zauber dieser Giftpfeile den Gegner vertilgen; der Andere läßt es bei harmlosen Uebernamen bewenden, indes sein wissenschaftlicher Erfindergeist den fehlenden Salpeter fürs Pulver aus den Lüften herabholt.

So heben sich auch in vielem Andern Deutschtum und Franzosentum gegen einander ab in lebendigem Widerstreit. Und doch sind ihnen, nach dem Sinn und oft gar nach dem Wort, noch alte Volkslieder gemeinsam, Volksmärchen und die Heldenbücher aus mittelalterlicher Ritterzeit. Wie weit haben sich hier die beweglicheren und der Mode nachjagenden Franzosen von dieser ehmals gemeinsamen Bildungsgrundlage entfernt! Und wie weit hinwieder auch wir selber, mit immer ernsthafterem Arbeiten und Forschen, rastlos hinaufstrebend zur Erkenntnis des Geistes und zur Beherrschung der Natur!

So steige jeder seinen Weg empor, Deutscher und Franzose, dort hinauf, wohin die starken Wurzeln seiner Kraft ihn treiben! Vergesse keiner von uns, so tief sein Auge auch in fremdes Wesen blickt: „Dies ist unser, so lasset uns sagen und so es behaupten!"

Eduard Wechßler.

Universitäts-Buchdruckerei von Joh. Aug. Koch, Marburg.

Inhalt.

	Seite
Zum Geleit. Von dem Rektor Prof. Dr. Ernst Elster	3
Ein Gruß. Von Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. theol., jur. et phil. Wilhelm Herrmann	11
Von der Gnadengabe des Ausharrens. Von Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. theol. et phil. Adolf Jülicher	13
Eine Ansprache aus dem Jahre 1910. Von Geh. Konsistorialrat Prof. D. Karl Budde	18
Das Beuterecht im Landkriege. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Ludwig Traeger	23
Ein Gruß aus dem besetzten Gebiet. Von Prof. Dr. Fr. André	30
Der Krieg als Erzieher. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. E. Gasser	34
Friedrich Schenck †. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Franz Tuczek	37
Die Medizin im Kriege. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Friedrich König	43
Die Chemie im Kriege. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. med. und Dr. Ing. Ernst Schmidt	49
„Deutschland, Deutschland über Alles". Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Friedrich Vogt	59
Zur Frage nach dem Wesen des Lebens. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Eugen Korschelt	64
Der Volkskrieg. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wilhelm Busch	72
Philosophie im Schützengraben? Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Paul Natorp	76
Das neue Physikalische Institut. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Franz Richarz	80
Deutschtum und Franzosentum. Von Prof. Dr. Eduard Wechßler	83

Das Titelbild ist dem im Verlag von A. G. Elwert in Marburg erschienenen Heft „Städte und Burgen an der Lahn", 20 Zeichnungen von Otto Ubbelohde, (*M* 3.—) entnommen.

Marburger Akademische Reden

1914—1916

Nr. 36. **Busch, Wilhelm,** Bismarck und Moltke, Politik und Heerführung. M. —.50

Nr. 32. **Busch, Wilhelm,** Deutschlands Daseinskampf von Friedrich dem Großen bis heute, 2. Aufl. M. —.50

Nr. 31. **Busch, Wilhelm,** Bismarck und sein Vermächtnis. 2. Aufl. M. —.50

Nr. 33. **Elster, Ernst,** Deutschtum und Dichtung. M. —.60

Nr. 34. **Otto, Walter,** Alexander der Große. M. —.80

Nr. 30. **Birt, Theodor,** Wie der Deutsche sein Vaterland gefunden. 2. Aufl. M. —.50

Ferner erschien:

Knetsch, Karl, Des Hauses Hessen Ansprüche auf Brabant. M. —.50

Kriegs-Predigten

Simons, F., Glaube macht stark.
„ „ Neue Kraft. je M. —.15

Bornhäuser, K., In hoher Schule. M. —.15

Eisenberg, C., 12 Feldpredigten. M. —.50

Pott, Vom Feld fürs Feld, 10 Feldpredigten. M. 1.—

Meyer, W., Bibelworte an Kriegergräbern. M. —.20

„ „ Vom ehrlichen Krieg. M. 1.—

„ „ Gottes Wort in Eiserner Zeit. 2 Bände, geb. je M. 7.— 3. Band, in Liefrgen. zu je M. 1.—

In Kürze erscheint:

Hessen-Kunst 1917

Jahrbuch für Kunst- und Heimatpflege in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet, hrsg. von Prof. **Chr. Rauch.** Bildschmuck von **Hermann Kätelhön.** ca. M. 1.50.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun), Marburg

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01024 4397

University of British Columbia Library
DUE DATE